

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **1 (1994)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Nutzungsbedingungen

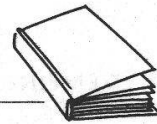
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN / COMPTES RENDUS GÉNÉRAUX

MARTIN ILLI

WOHIN DIE TOTEN GINGEN BEGRÄBNIS UND KIRCHHOF IN DER VORINDUSTRIELLEN STADT

CHRONOS VERLAG, ZÜRICH 1992, 188 S., 86 ABB.,
FR. 48.-

Wie stellten sich die Menschen in verschiedenen Gesellschaften das Jenseits vor? Woran glaubten sie? Wonach strebten sie? Und vor allem auch: Wie sahen sie ihr Zusammenleben auf Erden? Die Begräbnisstätten verraten es uns wie nur wenige andere Relikte, ja für die meisten Menschen der Prähistorie sind sie sogar die einzigen Zeugen. Nicht verwunderlich deshalb, dass sich auch die seit Philippe Ariès modische Geschichtsschreibung des Todes auf die Auswertung von Gräbern, ihrer Anlage und ihres Schmuckes stützt.

Mit der meist üblichen Verspätung von ein bis zwei Jahrzehnten entdecken auch Geschichtsforschende in der Schweiz diesen Ansatz: Nach einigen volkswissenschaftlichen und kunstgeschichtlichen Studien legt Martin Illi mit seiner von Prof. Hans Conrad Peyer betreuten Zürcher Dissertation die erste grössere Arbeit mit sozial-historischem Anspruch zum Begräbniswesen in unserem Land vor. Aber er betont auch, dass er damit weniger einen Beitrag zur «allmählich unüberblickbaren» Literatur über den Tod in der Geschichte leisten wolle: Martin Illis Interesse gilt vor allem dem Umgang der Lebenden mit den Toten, also dem, was er über eine Gesellschaft im Wandel verrät.

Er warnt davor, «dem Begräbnis- und Friedhofswesen einer vorindustriellen Stadt

nur eine marginale Bedeutung zuzumessen»: Angesichts ihrer auch im geographischen Sinn zentralen Position verraten die Stätten für die Toten viel über das gemeinschaftliche Leben in den Städten des Mittelalters und der frühen Neuzeit. «Inwiefern», stellt sich der Forscher deshalb als leitende Frage, «spiegeln die Topographie der Bestattungsplätze und die Gestaltung der Begräbnisrituale die sozialen, kirchlich-religiösen, politischen sowie die verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Verhältnisse einer Stadt?»

Als Beispiel nimmt sich Martin Illi die Stadt Zürich vor, deren Entsorgungswesen dem Autor einer originellen Geschichte der «Schissgruoben» besonders am Herzen zu liegen scheint. Er zieht aber auch immer wieder Beispiele aus anderen schweizerischen und süddeutschen Städten heran, einerseits, weil sich die Besonderheiten der lokalen Entwicklung nur im Vergleich mit jener an anderen Orten erkennen lassen, andererseits aber wohl auch – dieser Verdacht drängt sich schnell auf – weil die Quellen in Zürich über weite Strecken nur tröpfeln und deshalb als Grundlage für eine Dissertation kaum ausreichen.

Nicht nur geographisch beschreitet Martin Illi ein weites Feld, er spannt auch zeitlich einen riesigen Bogen von der Spätantike bis ins 19. Jahrhundert, also – um auf seinem Gebiet zu bleiben – von den Katakomben bis zu den Krematorien. Er zeigt in einem ersten Schritt, wie sich die Begräbnisstätten, in der Antike «intra muros» verboten, mit der Christianisierung zu den Gotteshäusern hin verschoben und wie die Kirchhöfe mit den Toten zu den belebtesten Plätzen wurden, wo Asylanten Schutz erhielten, Spielende zusammentrafen oder Gemeindeversammlungen samt anschliessender Schlägerei mit den Holzkreuzen stattfanden.

Um diesen im Hochmittelalter abgeschlossenen Prozess samt seinen Folgen für Zürich zu dokumentieren, interpretiert

Martin Illi vor allem die archäologischen Studien. Er stellt die Entwicklung der verschiedenen Begräbnisplätze dar und belegt damit, dass «die Stadt der Toten ebenso facettenreich war wie die der Lebenden». Breit schildert er auch die Rituale der Grablegung, vor allem bei den Chorherren der Oberschicht; für die Mittel- und die Unterschichten stellen sich dagegen «erhebliche Quellenprobleme».

Erst zur Zeit der Reformation liegt reicheres Material vor – weil die Neuerer einem grossen Teil der traditionellen Riten den theologischen Sinn absprachen, sie also abschafften oder gegen hartnäckigen Widerstand bekämpften. So hält Martin Illi als «wichtigstes Ergebnis» fest, dass sich «die Veränderung des theologischen Überbaus auf die Totenbräuche auswirkte»; um die Konflikte zwischen gelehrter Religiosität und Volksglauben oder gar den Mentalitätswandel im Zusammenleben mit den Toten aufzuzeigen, fehlt ihm allerdings wieder das nötige dichte Material.

Die Leitfrage, was die Grabstätten über die Gemeinschaft verraten, findet so nicht immer befriedigende Antworten; an der Arbeit lässt sich auch kritisieren, was ihr Autor an den früheren volksgeschichtlichen oder kunstgeschichtlichen Studien bemängelt: Er breitet sein Material über weite Strecken aus, statt die Betrachtung an einigen Beispielen zu vertiefen; neben der Deskription würde sich der Leser gelegentlich eine Interpretation mit den Mitteln der Soziologie oder der Kulturanthropologie wünschen.

Vorbildlich sind aber die schöne Gestaltung und die reiche Bebilderung der Dissertation: Sie vor allem machen eine Studie mit makabrem Thema zur angenehmen Lektüre.

Markus Schär (Weinfelden)

MICROLOGUS

NATURA, SCIENZE E SOCIETÀ MEDIEVALI

RIVISTA DELLA SOCIETÀ INTERNAZIONALE PER LO
STUDIO DEL MEDIO EVO LATINO

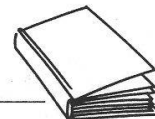
«I DISCORSI DEI CORPI», I (1993)

DIR. AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

BREPOLS 1993, 346 P.

Née au sein de la «Società Internazionale per lo Studio del Medio Evo latino», la revue «Micrologus. Natura, scienze e società medievali» sort son premier numéro, consacré aux «Discours des corps». Voulant lutter contre le cloisonnement des savoirs, Micrologus entend jeter un pont entre sciences de la nature et histoire sociale, entre histoire de la pensée scientifique et anthropologie culturelle. Cette nouvelle revue, comme le souligne Agostino Paravicini Bagliani, s'intéresse principalement aux bouleversements de la perception du temps et de l'espace ainsi qu'à l'émergence de nouvelles attitudes mentales provoquées par la découverte de la philosophie naturelle et le développement de sciences comme la médecine, la géométrie, l'astronomie ou encore la chimie. Les prochains volumes porteront sur «Les sciences à la cour de Frédéric II» (1994), «Les crises de l'alchimie» (1995) et «Le théâtre de la nature» (1996).

En préambule, Claudio Leonardi s'interroge sur les possibilités et les problèmes d'une historiographie du corps pour le Moyen Age. Comment gérer cette multiplicité de discours sur le corps, tantôt perçu négativement et dévalorisé, tantôt exalté lorsqu'on touche à l'incarnation ou à la résurrection? Comment poser les rapports dichotomiques, et pourtant si souvent imbriqués, entre l'âme et le corps? Ce sont là autant de questions auxquelles ce premier numéro de Micrologus s'efforce, au fil des contributions, d'apporter des réponses.



Les thèmes eschatologiques occupent plusieurs intervenants. Francesco Santi parle du problème de la résurrection du corps dans la théologie de la fin du XIII^e siècle, alors que Peter Dinzelbacher s'intéresse à la corporéité de l'âme dans les visions de l'au-delà, transmises par l'iconographie et la littérature des «voyages dans l'au-delà». Philippe Faure quant à lui, en partant des représentations de la stigmatisation de Saint François, retrace les étapes d'une identification du corps de l'homme au corps du Christ. Enfin, en prélude à un ouvrage détaillé sur les apparitions des morts au Moyen Âge, Jean-Claude Schmitt parle de la corporéité des fantômes, là où le corps, paradoxalement, est le plus absent; avec l'imaginaire des visions et des apparitions se profile la notion ambivalente d'esprit, «une sorte de trait d'union entre le corps et l'âme qui, sans être du corps, n'est pas désincarné, n'exclut pas un certain degré de corporéité» (p. 19).

Le discours médical sur le corps de la femme fait l'objet de deux contributions qui laissent percevoir les difficiles rapports entre un savoir scientifique naissant et les traditions antérieures. Danielle Jacquart et Claude Thomasset soulignent l'importance des structures du langage dans la pensée médicale et la difficulté de porter un regard scientifique sur le corps de la femme. Difficile de sortir des dénigrement des médecins: la femme est toujours perçue comme un mâle incomplet, comme une créature imparfaite jaugée aux canons esthétiques masculins. Difficile également de voir dans le corps de la femme d'autres fonctions que celles, maternelles, de procréation ou de nutrition: si la femme est décrite, c'est principalement en tant que mère ou nourrice. Toutefois, à l'aube du XVI^e siècle, l'évolution de la science anatomique va permettre une modification du regard: le corps de la femme apparaîtra progressivement avec toutes ses spécificités.

Parmi une quinzaine de communications, relevons encore trois d'entre elles qui mettent en lumière la problématique du corps dans le dossier de l'alchimie. Dans cette perspective, Michela Pereira s'intéresse à la quête alchimique d'un élixir de prolongation de la vie, à la recherche d'une perfection corporelle, tout en soulignant le caractère symbolique de ces préoccupations. Chiara Crisciani, quant à elle, retrace le jeu des métaphores entre corps humain, règne animal, végétal et minéral dans l'élaboration d'un savoir alchimique, et éclaire le potentiel symbolique et spirituel de ces analogies. Barbara Obrist, en partant des illustrations d'un traité alchimique du XIII^e siècle, montre que l'utilisation de figures cosmologiques a permis d'intégrer cette discipline nouvelle qu'est l'alchimie dans un cadre physique et théologique.

Signalons encore la communications d'Alain Boureau sur l'émergence du somnambule et la redécouverte de l'autonomie du corps, celle de Christiane Klapisch Zuber qui met en lumière l'utilisation métaphorique du corps ou de l'arbre dans les représentations du lignage ou de la descendance, et enfin la contribution de Marie Madeleine Fontaine sur le développement des exercices corporels dans la préparation militaire.

Micrologus, par sa volonté de rassembler des historiens d'horizons scientifiques différents autour d'une problématique commune, permet ainsi un renouvellement des perspectives historiques et dévoile des axes de recherches inédits.

Martine Ostorero (Lausanne)

AGNÈS PAGE

VÊTIR LE PRINCE**TISSUS ET COULEURS À LA COUR DE SAVOIE (1427–1447)**

SECTION D'HISTOIRE DE LA FACULTÉ DES LETTRES
(FONDATION HUMBERT II ET MARIE JOSÉ DE SAVOIE/
CAHIERS D'HISTOIRE MÉDIÉVALE, 8), LAUSANNE 1993,
226 P.

Présenté dans le cadre d'un mémoire de licence en histoire à l'Université de Lausanne, le livre d'Agnès Page est consacré à l'analyse du fait vestimentaire à la Cour du duc Louis de Savoie (1413–1465), fils et successeur depuis 1440 d'Amédée VIII, et de sa femme Anne de Lusignan.

Il s'appuie sur le dépouillement d'une série de quatre registres des comptes de la cour de Savoie (registres 92 à 95, déposés aux Archives de l'Etat de Turin), couvrant la période allant de 1444 à 1447, dans lesquels l'auteur a recensé les mentions de dépenses relatives à l'achat de tissus. S'y ajoutent d'une part les «Statuta Sabaudiae» édictés en 1430 par Amédée VIII, et plus particulièrement le livre V qui traite des restrictions vestimentaires que devait suivre l'ensemble de la société savoyarde et d'autre part les descriptions, déjà publiées, des trousseaux de mariage de deux filles du duc Amédée, Marie et Marguerite de Savoie.

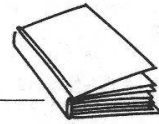
L'objectif de ce travail, qui renvoie à la position centrale qu'a occupée, à la fin du Moyen-Age, le vêtement en tant «qu'indicateur très précis de hiérarchie et d'appartenance sociale» (p. 5) a été de tenter de définir quelle apparence la Cour de Savoie a voulu donner d'elle-même et quels intentions ou programmes se donnent à lire dans cette image. Pour se faire, l'auteur, après avoir évoqué le vêtement dans sa matérialité – type de tissus achetés, prix, provenances, fournisseurs – s'est intéressé aux choix vestimentaires des membres de la famille ducale, le duc Louis, sa femme

Anne, leurs huit enfants, les fiancées des deux aînés, Yolande de France et Anabelle d'Ecosse ainsi que leur suite. Dans une troisième partie, c'est la Cour de Savoie telle qu'elle pouvait s'offrir aux regards lors de cérémonies publiques – mariages, funérailles – qui est examinée.

L'aspect le plus original qui se dégage de cette étude tient aux pratiques vestimentaires particulières du duc Louis qui reflètent un caractère profondément religieux, plus désireux d'exprimer par son habillement les idéaux chrétiens d'humilité et d'éternité que de mettre en avant sa propre puissance ducale: entre autres exemples, l'auteur relève l'utilisation récurrente pour les doublures des robes, y compris les plus somptueuses, de tissus blanc de qualité modeste ou de fourrure d'agneau, réservée dans les «Statuta» aux couches les plus humbles de la société. La présence de six costumes entièrement blancs, tenue tout à fait inhabituelle pour un laïc ou l'utilisation parcimonieuse des symboles de souveraineté – couleur écarlate, hermine – constitue d'autres pôles de réflexion.

En revanche, l'habillement de la duchesse se caractérise par le recours, au niveau des doublures, de tissus ou de fourrures luxueuses (soieries, zibeline). Ce luxe, que l'on retrouve également dans certaines des robes des fiancées, amène ainsi à penser que Louis a en quelques sorte délégué à sa femme, dans une moindre mesure à ses futures belles-filles qui représentaient l'avenir de la dynastie, le soin d'incarner la puissance et la grandeur de la Maison de Savoie.

Cet effacement au profit d'autres personnalités se retrouve également lors des grandes cérémonies publiques, dans lesquelles la Cour de Savoie se devait de «tenir son rang»; or, encore une fois, l'auteur constate que, contrairement à d'autres grands seigneurs comme par exemple le duc d'Anjou, jamais Louis ne se



distingue par son habillement, mais qu'il fait toujours participer au sommet de l'échelle hiérarchique soit sa femme, soit son fils, soit sa belle fille, soit l'ensemble des membres de la Cour, privilégiant ainsi l'unité du groupe au détriment de sa propre personne.

Par ces choix vestimentaires, la Maison de Savoie, comparée aux quelques grandes familles pour lesquelles on dispose d'informations (Anjou, Bourgogne), présente donc des caractéristiques tout à fait particulières dont l'origine serait à rechercher dans les aspirations religieuses du duc. De ce point de vue, l'auteur relève qu'il convient de nuancer le portrait très critique qu'ont brossé les historiens du couple ducal, celui d'un homme faible, dominé par sa femme la très belle Anne de Lusignan, elle-même accusée d'avoir privilégié sa nombreuse suite et certains favoris au détriment de la noblesse savoyarde; celui d'un homme, enfin, qui ne sut pas maintenir la Maison de Savoie sur les hauteurs où Amédée avait réussi à la hisser. En renonçant aux attributs extérieurs du pouvoir, choix qu'il imposa à ses fils et notamment à son héritier et en déléguant à sa femme le soin d'incarner la grandeur de la Maison, le duc Louis aurait de fait contribué lui-même à son propre effacement. C'est donc l'image d'un homme beaucoup plus complexe que renvoie l'analyse d'Agnès Page, ouvrant ainsi de nouvelles perspectives de recherches. Ce n'est pas le moindre mérite de ce travail, particulièrement stimulant.

Catherine Chène (Lausanne)

ANSELM ZURFLUH UN MONDE CONTRE LE CHANGEMENT

**UNE CULTURE AU COEUR DES ALPES:
URI EN SUISSE, XVIIIE–XXE SIÈCLES**

FORSCHUNGSINSTITUT ZUR GESCHICHTE DES ALPEN-
RAUMS BRIGUE, ECONOMICA, PARIS 1993, 273 P.

Anselm Zurfluh nous propose sa vision de l'histoire d'Uri entre le XVIIe et le XXe siècle. Le titre de l'ouvrage dit l'idée centrale d'une approche qui se veut globale: les Urnais sont un cas historiquement intéressant parce qu'ils auraient construit une civilisation obsédée par la volonté de se maintenir telle quelle face au changement, y compris celui qui, depuis la fin du XVIIIe siècle, affecte en profondeur les mondes environnants.

A. Zurfluh entend faire de ce petit monde une lecture en profondeur et dans la longue durée, afin de reconstituer une Weltanschauung uranaise, «un univers mental composé à partir du peuplement alaman des VIIIe et IXe siècles et se décomposant en cette fin de XXe siècle» (p. 24). Je n'ai rien contre cette thèse, mais la méthode utilisée pour y arriver me paraît totalement inadmissible. L'auteur se fonde principalement sur un corpus de 1600 Sagen, des «histoires racontées», qui, pose-t-il sans le démontrer, sont «ancrées dans la tradition populaire» et font «partie du patrimoine mental populaire» (p. 25). Publiées entre 1926 et 1949, ces Sagen ont été recueillies par Josef Müller, prêtre né en 1870, auprès de 350 informateurs «de tout état, des deux sexes et de tout âge», patients pour la plupart de l'hôpital d'Altdorf dont Müller était aumônier (p. 26).

A. Zurfluh ne doute pas un instant de la qualité du recueil, «reconnue par les spécialistes»; pour lui, «les insuffisances qui apparaissent aujourd'hui ne concernent pas le texte lui-même ou son élaboration, mais découlent tout simplement de

nouvelles questions qu'on aimerait poser» (et qu'il pose). En somme, tranche l'auteur, «ce n'est pas le lieu ici d'entrer dans les détails techniques d'une critique de ce corpus; il suffit de spécifier que ces Sagen ont été compilées d'une façon correcte» (p. 26). Je pense tout au contraire que cela ne suffit pas: sans cette critique, les thèses de l'auteur se retrouvent privées de bases scientifiques.

Même si son projet scientifique n'avait consisté qu'à étudier la pensée des Urnais soignés à l'hôpital d'Altdorf aux alentours de 1900, l'auteur n'aurait pu se dispenser de trier entre ce qui appartient vraiment aux récits prononcés par les informateurs et ce qui relève de l'état d'esprit d'un prêtre plus ou moins savant à l'égard de ces histoires. En effet, rien n'est moins innocent que le processus d'écriture d'un discours essentiellement oral. On doit par exemple s'attendre à ce que le transcripteur reconstruise ce qu'il a entendu et, ce faisant, l'homogénéise et, pire encore, le normalise. On doit nécessairement aussi s'interroger sur l'attitude du narrateur dans un contexte où ni le lieu (l'hôpital), ni l'enquêteur (aumônier) ne sont «normaux».

En fait, l'intention de l'auteur est d'une toute autre ampleur: il veut, sur la base des Sagen, reconstruire une très ancienne mentalité. Or il ne propose aucun argument pour montrer que ces Sagen représentent bien une tradition ancienne. Ce qu'on voit à l'oeuvre, en fait de démonstration, c'est l'un des gros préjugés qui empoisonnent l'historiographie alpine: jusqu'à la récente «modernisation», l'histoire de ces montagnes serait immobile. C'est cette croyance, particulièrement nocive lorsqu'on l'applique à des domaines à évolution lente comme celui des mentalités, qui permet d'utiliser en toute quiétude un corpus 1900 pour explorer la vision médiévale et pré-moderne du monde! Mon scepticisme grandit encore lorsque, sur ce fondement branlant, A. Zurfluh reconstitue une

complexe Weltanschauung «magico-freudienne»; et je m'inquiète lorsque j'en vois les pères spirituels: un médecin urnais d'avant-guerre passionné de folklore, l'auteur d'un manuel d'art paléolithique publié en 1929, ou le James George Frazer du *Golden Bough* (1890).

On ne peut, comme historien, que refuser une démarche fondée sur des sources anachroniques et non critiquées. Plus globalement, du fait que l'histoire des mentalités anciennes et l'exploitation des légendes relèvent de deux sphères différentes du point de vue épistémologique, on ne peut passer de l'une à l'autre qu'à condition d'établir les conditions logiques de ce passage. Faute de quoi, on produit des résultats incontrôlables.

Pierre Dubuis (Genève)

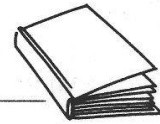
URS KÄLIN

DIE URNER MAGISTRATEN-FAMILIEN

HERRSCHAFT, ÖKONOMISCHE LAGE UND LEBENSSTIL EINER LÄNDLICHEN OBERSCHICHT, 1700–1850

CHRONOS VERLAG, ZÜRICH 1991, 420 S., 8 ABB., FR. 48.–

Einfluss, Macht und Herrschaft konzentrierten sich in Uri im 18. und 19. Jahrhundert im kleinen Gremium der Vorsitzenden Ämter. In diese Ämter gelangten jedoch jeweils nur die Männer aus ein paar wenigen Familien oder Geschlechtern. Allein die sieben bedeutendsten Familien oder besser Familienclans stellten 77 Prozent aller Vorsitzenden Herren. Oftmals wurden die Ämter trotz Landsgemeinde subjektiv als erblicher Familienbesitz, ja als Privateigentum betrachtet. Die Herrschaft dieser wenigen beruhte auf einem «lukrativen Geflecht von Amtstätigkeit, Pensionenwesen und Solddienst». Verwandtschaft



und eng begrenzte Verkehrs- und Heiratskreise, aber auch die räumliche Konzentration im Hauptort formten aus diesen Magistratenfamilien eine mehr oder weniger kompakte, gegen unten abgeschlossene, aber für aufsteigende Familien nicht völlig undurchlässige Oberschicht. Die gemeinsame Ehre, das gleiche Prestige, ein Lebensstil mit ähnlichen Wertorientierungen und Verhaltensmustern sorgten für einen festen sozialen und kulturellen Zusammenhalt und für eine klare Abrenzung gegen unten. Ehre – in der vorindustriellen, ständischen Gesellschaft die wichtigste Achse sozialer Ungleichheit – und Prestige sicherten ihnen aber auch wieder den Zugang zu den Schlüsselpositionen in Wirtschaft und Politik, sie sicherten ihre politischen Privilegien genauso wie ihre privilegierten Einkommens- und Vermögenschancen.

Was Urs Kälin so eindrücklich und theoretisch fundiert für die ländliche Gesellschaft von Uri aufzeigt, war in der Schweiz des Ancien Régime alles andere als ein Einzelfall. Denn vom 15. bis zum 18. Jahrhundert hatten nahezu alle Orte, Städte wie Länder, ihre typischen «herrschenden Klassen». Tatsächlich wurden alle Länder- wie Städteorte im 18. Jahrhundert bis zur Helvetischen Revolution von 1798 von einer mehr oder weniger schmalen und mehr oder weniger dicht gegen unten, d. h. gegen die mittleren Bevölkerungsschichten, abgeschlossenen politischen Elite regiert. All dies, obwohl im Unterschied zu den meisten europäischen Staaten und Regionen in den Länderorten und Städten der Alten Eidgenossenschaft der Adel schon im 15. Jahrhundert jede wirtschaftliche, soziale und politische Bedeutung verloren hatte und die herrschaftliche Verfassung durch eine von Stadtbürgern oder Bauern selbst getragene gesellschaftliche und staatliche Ordnung ersetzt worden war. Doch trotz Landsgemeindedemokratie oder städtischer Verfassungen, die den Bürgern politische

Mitwirkung garantierten, vermochten sich auch unter den neuen, nicht mehr feudalen Verhältnissen immer wieder einige wenige Familien für längere Zeit in den Vordergrund zu schieben.

Zu deutlich umrissenen Familien- und Geschlechterherrschaften kam es jedoch erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts, als es in den regierenden Städten wie in den Länderorten einer immer beschränkteren Anzahl von Geschlechtern und Familien gelang, die Räte zu beherrschen, die wichtigen Landes- und Verwaltungsämter und hohen Offiziersstellen für sich allein in Anspruch zu nehmen und sie teilweise gar erblich zu besetzen. Von Ausnahmen abgesehen, erreichten diese «hochwohlgeborenen Herren» – so haben sie sich selbst gesehen und so wurden sie auch von den anderen bezeichnet – zwar nie die Ebenbürtigkeit zum Adel der feudalmonarchischen Staaten, aber auch ihre Herrschaft beruhte auf Besitz, Geburt und Herkunft; sie stellten, mehr oder weniger ausgeprägt, so etwas wie eine neue Aristokratie dar. Vielerorts besass diese Aristokratie aber doch einen stark bürgerlichen Charakter, sie war mehr Bourgeoisie als Aristokratie. Vor allem in Genf, Basel und Zürich, aber auch in den industrialisierten Länderorten Appenzell Ausserrhodens und Glarus sowie im Fürstentum Neuenburg beruhten ihr Wohlstand, ihr Ansehen und ihre politische Stellung auf wirtschaftlichem Erfolg, auf Kapital sowie einer spezifisch bürgerlichen Art von Wissen und Fähigkeiten, also auf Grundlagen, die markt- und leistungsbezogen waren.

Doch nicht alle «Herren» der alten Schweiz waren schon mehr oder weniger zu Bürgern geworden, bevor überhaupt neue bürgerliche Klassen wie das ländlich-dörfliche und kleinstädtische Unternehmertum und ein akademisches Bildungsbürgertum nach oben und an die Macht drängten. Am wenigsten bürgerlich waren neben den Angehörigen der Patriziate wohl ■ 159

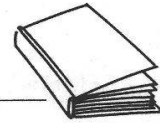
die ländlichen Magistratenfamilien, die viel stärker dem Ideal ständischer Ehre und Lebensführung verpflichtet waren und einer im Kern mehr adeligen als bürgerlichen Sozialmoral anhängen. Sie zeigten gegenüber der im bürgerlichen Leben hohen Dominanz von Leistung, Arbeit, Beruf und Bildung eine recht grosse Distanz. Dagegen genoss der Grund- und Landbesitz weiterhin auch aus nicht-ökonomischen Gründen hohe Wertschätzung. Vor diesem Hintergrund wird denn auch verständlich, warum die ländlichen Magistraten wie auch viele städtische Patrizier in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr Mühe bekamen, sich an die neuen Verhältnisse anzupassen und wirtschaftlich zu behaupten. Dies umso mehr, als mit dem Niedergang des Solddienstes neben dem Verlust der einträglichen Verwaltungsämter in den Untertanenengebieten durch die Helvetische Revolution auch ihre zweite wichtige Einkommensquelle versiegte. Nach der katastrophalen Niederlage im Sonderbundskrieg und mit der Gründung des Bundesstaates von 1848 gerieten sie politisch, wirtschaftlich und sozial vollends in die Defensive. Dies galt, wie Urs Kälin im letzten Teil seiner Arbeit aufzeigt, auch für die Urner Magistratenfamilien, die im Lande selbst zwar ihre politische Macht mehr denn je behaupten konnten, aber zumindest ökonomisch und in der Berufsfindung recht stark unter Druck kamen. Sie zeigten etliche Mühe, die neuen Erwerbs- und Marktchancen zu nutzen und damit wie die bürgerlichen Mittelklassen, aber auch wie ein grosser Teil der Angehörigen der aristokratischen Bourgeoisie Zürichs, Basels und Genfs, auch in der neuen, der bürgerlichen Gesellschaft sich einen Platz in den oberen Rängen zu sichern.

Den Preis für ihre noch stark in vor-kapitalistischen Werten verhaftete Wirtschaftsgesinnung und für ihr

160 ■ innovationsfeindliches, eher defensives

Investitions- und Wirtschaftsverhalten zahlten die ländlichen Magistratenfamilien mit einer relativen ökonomischen Verschlechterung ihrer Lage und gesamtschweizerisch mit einem Verlust an Einfluss, Macht und Ansehen. Das Verhalten dieser alten Eliten hatte jedoch auch einschneidende Auswirkungen auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der betreffenden Region. So dürfte eine der Ursachen für die wirtschaftliche Rückständigkeit Uri im 19. Jahrhundert auch bei den Magistratenfamilien zu suchen sein, die nicht nur selbst wirtschaftlich kaum oder nur wenig innovativ waren, sondern in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auch noch das neue, durch Handel angehäuften Kapital des Altdorfer Wirtschaftsbürgertums über Heiraten absorbierten und es so der produktiven Verwertung ebenfalls teilweise entzogen. Nicht nur wirtschaftlich, sondern auch im sozialen und kulturellen Bereich, ganz besonders aber in der Politik dürften sie ihren Teil zum Beharrungsvermögen alter Strukturen und Werthaltungen beigetragen haben. Politisch noch lange an der Macht, zementierten sie mit ihren paternalistischen Herrschaftspraktiken alte soziale und politische Abhängigkeiten. Indem sie mit ihren Wert- und Verhaltensmustern, ihrer Bildungsfeindlichkeit und konservativen, ja antimodernen Haltung auch die übrige Gesellschaft prägten und durchdrangen, verhinderten oder verzögerten sie das Aufkommen neuer bürgerlicher Leitbilder und Verhaltensmuster, aber auch das Aufkommen liberaler Tugenden wie Toleranz, Diskussions-, Konflikt- und Kompromissbereitschaft, ohne die eine bürgerlich-liberale und erst recht eine demokratische Gesellschaft nicht bestehen kann.

Mit seiner Geschichte der Urner Magistratenfamilien, die den Herrschafts- und Regierungsstil, die wirtschaftliche Basis, die kulturellen Verhaltens- und Orientierungsmuster dieser herrschenden Klasse



immer in sehr enger Beziehung sowohl mit der politischen Ordnung der Landsgemeindedemokratie als auch mit der stark von der Markgenossenschaft geprägten Urner Wirtschaft und Gesellschaft analysiert, hat Urs Kälin seinen Anspruch, die kollektive Biographie einer Sozialgruppe als Gesellschaftsgeschichte zu schreiben, erfüllt – mehr noch, sein Buch über die Urner Magistraten ist auch eine Geschichte der Gesellschaft Uris an der Wende und auf dem Weg zur Moderne.

Albert Tanner (Bern)

**ALAIN MAEDER
GOUVERNANTES ET PRÉCEPTEURS
NEUCHÂTELOIS DANS L'EMPIRE
RUSSE (1800–1890)**

CAHIERS DE L'INSTITUT D'HISTOIRE, NO 1, NEUCHÂTEL
1993, 142 P.

Cet ouvrage est le premier numéro des Cahiers créés par l'Institut d'histoire de l'Université de Neuchâtel et destinés à permettre la publication des meilleurs mémoires de licence. Si l'on peut se réjouir d'une telle initiative, il est toutefois regrettable que la présentation du travail soit peu soignée et que quelques exigences formelles de base ne soient pas remplies.

La recherche d'Alain Maeder a le mérite de s'attacher à l'un des aspects du phénomène migratoire pour lequel on disposait de peu d'informations à ce jour: l'émigration continentale de précepteurs et gouvernantes. En effet, l'histoire de l'émigration suisse au XIX^{ème} siècle porte principalement sur l'émigration outre-mer, quantitativement la plus importante. La figure du précepteur ou celle de la gouvernante nous étaient certes familières, du moins par le biais de la littérature, mais une approche historique manquait. Combien étaient-ils/elles à choisir cette

carrière? De quel horizon social provenaient-ils? Quelles étaient les causes structurelles, mais aussi personnelles, de leurs départs? C'est à de telles questions qu'a voulu répondre Alain Maeder tout en circonscrivant son étude à un lieu d'origine, le canton de Neuchâtel, et à une destination, l'empire russe.

Pour retrouver la trace et le nombre de ces émigrant/es parti(e)s de façon individuelle et non organisée, Alain Maeder a effectué un dépouillement systématique des registres de passeports, ainsi qu'une recherche dans les registres de baptêmes pour établir l'origine socioprofessionnelle des émigrant/es, ce qui n'a malheureusement été possible que pour un petit nombre. Il disposait également d'une première enquête statistique établie en 1866.

Essentiellement descriptif, ce travail aboutit à une utile caractérisation du flux migratoire. Le XIX^{ème} siècle se divise en deux périodes qui connaissent deux modèles d'émigration fort différents. Du début du siècle aux années 1850 l'émigration est faible et compte un nombre important de fils et de filles de notables ou de professions libérales provenant principalement des villes du Littoral neuchâtelois. La seconde période qui va de 1860 à 1890, capitalise l'essentiel du flux migratoire et se caractérise par une radicale féminisation des effectifs. A cela s'ajoute un élargissement de l'origine sociale et géographique des émigrées. Les filles d'artisans, de petits marchands, d'employés et d'agriculteurs viticulteurs deviennent très largement majoritaires et le haut du canton envoie également ses filles trouver du travail hors du pays.

Différentes causes sont attribuées à cette croissance de l'émigration : en premier lieu une surpopulation féminine qui rend l'accès à un «emploi et/ou au mariage» difficile pour les femmes. Ce phénomène est aggravé par la dégradation

des conditions de travail dans l'horlogerie. Les progrès de l'instruction publique et la situation des instituteurs et institutrices sont également évoqués mais à mon sens peu perçus dans la complexité de leur dynamique. Le départ des femmes est présenté à la fois comme une contrainte économique liée à un accès restreint à l'emploi et comme un désir d'échapper au contrôle parental et d'accéder à l'autonomie. Quant à la demande en précepteurs et en gouvernantes provenant de l'empire russe, elle s'explique par la vogue du français et par l'importance de l'enseignement à domicile au sein de la noblesse, pratique qui sera reprise à moindres frais par la bourgeoisie naissante.

Si ce travail a de grands mérites – en premier lieu celui d'avoir abordé une problématique qui méritait une recherche que les sources ne facilitaient pas et, en second lieu, celui d'avoir dégagé une typologie des émigrant/es ainsi qu'une caractérisation et une périodisation de ce mouvement migratoire – il mériterait d'être poursuivi et approfondi en ce qui concerne l'analyse. J'ai notamment été frappée par la difficulté de l'auteur à réellement interroger ce qui fait la spécificité et l'intérêt de cette émigration, à savoir qu'elle est presque exclusivement féminine dès le moment où elle devient numériquement importante; proportion d'autant plus remarquable qu'elle est l'inverse de celle du mouvement migratoire considéré dans son ensemble. Cette obstination à vouloir toujours revenir à une émigration «neutre», c'est-à-dire en se référant prioritairement au modèle masculin – ce qui se marque déjà dans le titre de ce travail – aboutit parfois à un obscurcissement regrettable de la problématique. Le lointain prédécesseur d'Alain Maeder, le pasteur Alphonse Petitpierre avait peut-être été plus adéquat dans sa perception du phénomène en intitulant la présentation de son enquête: «De l'émigration des jeunes filles de la Suisse romande et en particulier

des jeunes Neuchâteloises» (Neuchâtel 1866), ce qui ne l'a pas empêché de prendre en compte les quelques précepteurs à avoir émigré, tout en restituant la dimension romande du phénomène.

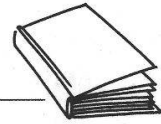
Catherine Fussinger (Lausanne)

**ELISABETH JORIS UND HEIDI WITZIG
BRAVE FRAUEN –
AUFMÜPFIGE WEIBER
WIE SICH DIE INDUSTRIALISIERUNG
AUF ALLTAG UND LEBENS-
ZUSAMMENHÄNGE VON FRAUEN
AUSWIRKTE (1820–1940)**

CHRONOS VERLAG, ZÜRICH 1992, 384 S., 52 ABB.,
FR. 48.–

Die im Themenbereich Frauengeschichte bestens ausgewiesenen Autorinnen Witzig und Joris legen uns hier ein Buch vor, das neue Einblicke in weibliche Lebenszusammenhänge vermittelt. Im Mittelpunkt der regionalgeschichtlichen Studie steht einmal mehr das Zürcher Oberland, dessen Industrialisierungsgeschichte schon verschiedentlich Gegenstand historischer Forschung war. Untersucht werden die schichtspezifischen Unterschiede und die Veränderungen, welche weibliche Lebenszusammenhänge während der Zeitspanne von 1820 bis 1940 erfuhren.

Während der ganzen Dauer des untersuchten Zeitraumes war für die Frauen aller Schichten die Familie der wichtigste soziale Bezugspunkt; auch die ausserfamiliären Beziehungssysteme wurden an familiären Strukturen gemessen und ausgerichtet, so beispielsweise das Engagement im Bereich der «inneren» und der «äusseren» Mission. Als Familie gilt hier einerseits die aus Eltern und Kindern bestehende Kernfamilie, andererseits aber auch die weitere Verwandtschaft. Dass die Beziehungen zur Herkunftsfamilie der Frauen stärker waren



als zu derjenigen ihrer Ehemänner erstaunt nicht, waren es doch fast ausschliesslich die weiblichen Angehörigen, welche die Verwandtschaftsbeziehungen pflegten, während die Männer sich stark nach aussen orientierten und sich in politischen Parteien betätigten, berufliche Kontakte unterhielten, aber auch die Geselligkeit oft ausserhalb der Familie pflegten.

Auch wenn der Bezugsrahmen der Frauen mehr oder weniger fix auf die Familie oder familienähnliche Strukturen beschränkt blieb, so waren die Rollen, die sie darin spielten, überaus flexibel. Dies war vor allem dort von existentieller Bedeutung, wo Erwerbs- und Hausarbeit fliessend ineinander übergangen, was gerade für gewerblich orientierte Haushalte typisch war. Eine solche Rollenkombination war an sich nichts Neues, sie war im Gegenteil seit Jahrhunderten typisch für diejenigen Bevölkerungsschichten, die das Einkommen im Familienverband erwarben. Überraschend ist eher die Beharrlichkeit, mit welcher sich die Familienwirtschaft auch dort erhielt, wo die für die Industrialisierung kennzeichnende Lohnarbeit Einzug hielt, so dass Erwerbsbereich und Haushalt klar auseinander traten.

Die Rolle des männlichen Allein-ernehmers etablierte sich zuerst in der Mittel- und Oberschicht. Damit erfuhr nun auch der Beitrag der Frauen zum Familienbudget eine grundlegende Änderung. Aus ihrer bislang produktiv verstandenen Hausarbeit wurde zunehmend ein Liebesdienst für die Familie, aus ihren ökonomischen wurden zusehends emotionale und moralische Aufgaben. Das primär bürgerliche Leitbild wurde nach dem Ersten Weltkrieg immer dominanter und trug massgeblich zu einer Vereinheitlichung der Frauenrolle bei, wobei die soziale Distanz zwischen den verschiedenen Schichten weiterhin bestehen blieb.

Unabhängig vom Tempo der Veränderungen in den einzelnen Bereichen erwie-

sen sich die Frauen nicht nur in den verschiedenen Rollen, die sie wahrnahmen, sondern auch gegenüber allgemeinen historischen Entwicklungen als höchst flexibel. In der Regel verhielten sie sich dabei als die «braven Frauen», als welche sie im Titel zitiert sind. Als «aufmüpfige Weiber» erscheinen vor allem Unterschichtfrauen während des 19. Jahrhunderts, die sich gegen behördliche Eingriffe, wie die Wegnahme der Kinder, zur Wehr zu setzen suchten. Eindrücklich ist hier auch die Gewandtheit, mit der sie ihre schlechte Bildung überspielten.

Das vorliegende Buch bietet eine reiche Fülle an Material. Quellen der unterschiedlichsten Art – sie reichen vom intimen Tagebuch bis zum amtlichen Fürsorgebericht – werden vor uns ausgebreitet. Dieser Reichtum bietet aber auch seine Tücken. Elisabeth Joris und Heidi Witzig entführen die Leser/innen auf eine Reise, deren Route und deren Ziel nicht immer klar vor Augen liegen. Doch es ist keine Frage, die Reise lohnt sich auf jeden Fall. Das Buch geht verschiedensten Fragen nach und regt zu ebensovielen Überlegungen an. Seine grosse Stärke liegt ganz eindeutig auf der Mikroebene des Alltages. Und wenn es um Geschlechtergeschichte geht, ist diese Ebene von zentraler Bedeutung.

Elisabeth Ryter (Bern)

YVONNE BÜHLMANN,
KATHRIN ZATTI
**SANFT WIE EINE TAUBE, KLUG WIE
EINE SCHLANGE UND VERSCHWIE-
GEN WIE EIN GRAB...**

FRAUEN IM SCHWEIZERISCHEN TELE-
GRAFEN- UND TELEFONWESEN 1870–
1914

CHRONOS VERLAG, ZÜRICH 1992, 319 S., 31 ABB.

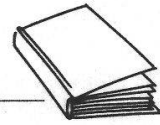
FR. 38.–

1995 soll das Gesetz zur Gleichstellung von Frau und Mann am Arbeitsplatz in Kraft treten. Damit wäre sozusagen ein Jahrhundert der offensiven Diskriminierung der Frauen beendet, und es würde den Betroffenen ermöglicht, rechtlich gegen die ArbeitgeberInnen vorzugehen. Das geplante Gesetz und seine erhofften Auswirkungen sind besonders interessant vor dem Hintergrund der These, die Yvonne Bühlmann und Kathrin Zatti aus ihrer Dissertation über Frauen im schweizerischen Telegraf- und Telefonwesen 1870 bis 1914 gewonnen haben: der Staat habe nämlich in seinem Umgang mit den weiblichen Angestellten eine Leitbildfunktion für andere ArbeitgeberInnen eingenommen. Inwiefern sein Vorgehen Auswirkungen auf die Gestaltung privatwirtschaftlicher Arbeitsverhältnisse hatte, wird von den beiden Zürcher Historikerinnen zwar nicht verfolgt. Was Bühlmann und Zatti aber an internen Verwaltungsdiskussionen und an handfesten Massnahmen dokumentieren, zeigt die Taktik eines an Ausbeutung interessierten und gleichzeitig von geschlechterideologischen Überlegungen geleiteten Arbeitgebers. Einerseits wurden Telegrafbeamtinnen, die anfänglich neben Männern gleichberechtigt angestellt und entlohnt worden waren, schrittweise und mit rechtlichen Sonderregelungen aus ihrer Position verdrängt, andererseits wurde mit der Telefonistin, die Gespräche vermittelte, ein reiner Frauenberuf geschaffen, der alle üblichen Merkmale der Unterprivilegierung

aufweist. 1995 tritt also – so schliesse ich aus der Untersuchung – ein Gesetz in Kraft, an dessen Notwendigkeit der Staat als Arbeitgeber und Vorbild mitverantwortlich ist.

Die Studie setzt mit der Betrachtung der Telegrafbüros ein, die 1867 infolge einer Reduktion der Telegrammtaxen unbedingt mehr Personal brauchten. Das eröffnete Frauen die Möglichkeit, als provisorische Telegrafengehilfinnen – zwischen 1870 und 1888 sogar als ausgebildete Beamtinnen – beim Staat zu arbeiten. Mit Inbetriebnahme der Telefonnetze 1881 entstand der Beruf der Telefonistin, der von Anfang an als reiner Frauenberuf konzipiert war. Eine ausführliche Darstellung des Arbeitsinhaltes und der Arbeitsbedingungen liefert einen guten Einblick in den Arbeitsalltag der angestellten Frauen. Neben Belästigungen und Frauenfeindlichkeiten von seiten der Mitarbeiter wie auch der Kundschaft werden in diesem Teil auch die Arbeitsverrichtungen und deren Gefahren behandelt. Zu den anfänglich noch sehr unvollkommen eingerichteten Büros, die schlecht geheizt und schlecht gelüftet waren, kamen Gefährdungen anderer Art hinzu: die Telefonistinnen standen bei Gewittern in Gefahr, elektrische Schläge zu bekommen. Bei schweren Unfällen konnte lebenslängliche Invalidität die Folge sein.

Im zweiten Teil verfolgen Bühlmann und Zatti die schrittweise Ausbildung einer spezifischen Frauen-Arbeitsstruktur sowohl bei den Beamtinnen, deren Lohn gesetzlich um 400 Fr. tiefer als jener der Männer angesetzt wurde, als auch bei Telefonistinnen, die bei allfälliger Heirat zugunsten der nachrückenden jungen Frauen ihren Arbeitsplatz aufgeben mussten. So garantierte man(n) eine hohe Fluktuationsrate. Allerdings waren die Entscheidungen der Verwaltung immer auch geprägt von Auseinandersetzungen mit dem männlichen Personal. Auch hier fand das übliche Tauziehen zwi-



schen den ökonomischen Interessen des Kaders und der Konkurrenzangst des Personals statt. Der Effekt, den diese Diskussionen und ihre Auswirkungen für die von Frauen besetzten Stellen hatten, formiert sich um den Begriff «Berufsstand weiblich», den Bühlmann und Zatti von der deutschen Historikerin Ursula Nienhaus übernommen haben: die Verdrängung von Frauen auf Posten von Hilfsarbeitscharakter. Geschlechterideologische Überhöhung schlecht bezahlter Arbeit und mangelnde Vergleichbarkeit mit Männerarbeit sind charakteristisch für diesen «Berufsstand», der sozusagen funktionsübergreifend Frauen als einheitliche Kategorie in der Arbeitswelt wahrnimmt. Bühlmann/Zatti zeigen, wie weibliche Arbeit stufenweise abgewertet wurde und wie sich männliche Sichtweisen immer wieder in spezifischen Formen der Arbeitsorganisation für Frauen niederschlagen haben, die das Vorurteil wiederum bestätigten.

In einem dem zweiten Teil angehängten Kapitel wird versucht, mit Hilfe mündlicher Quellen Rückschlüsse auf die Wahrnehmung und das Selbstbild der Telefonistinnen zu ziehen. Der methodisch nicht allzu gut reflektierte Einbezug von «Oral History» bringt jedoch wenig verbindliche Erkenntnisse und stellt für mich einen ungereimten Teil in der ansonsten gut aufgebauten und erzählten Untersuchung dar.

Im dritten und letzten Teil gehen die Autorinnen explizit auf andere Untersuchungen zu weiblicher Erwerbsarbeit ein. Die männliche Normbiographie als Massstab, die Arbeit nicht erfasst, wenn sie nicht lebenslänglich und vollberuflich strukturiert ist, wird als Ursache für die statistische Diskriminierung weiblicher Erwerbstätigkeit genannt. Als Kontext der Frauenarbeit werden der soziale Hintergrund und der Zivilstand eingeführt. Die Studie schliesst mit einer Kritik an bisherigen schweizerischen Arbeiten zu weiblicher Erwerbstätigkeit und Angestellten.

Während die Einbettung in die sozialgeschichtlichen Hintergründe etwas zu kurz kommt, und vor allem der Aspekt der Schichtzugehörigkeit der beim Staat angestellten Frauen erst sehr spät und meiner Ansicht nach nicht immer hinreichend thematisiert wird, ist der Aspekt der geschlechterideologischen Diskussion der Frauenarbeit hervorragend einbezogen. Der Dissertation gelingt es, zwei ursprünglich von der Struktur her widersprüchliche und sehr unterschiedliche Arbeitsfelder unter einem Aspekt zu vergleichen. Damit wird die Arbeit von Bühlmann und Zatti zur Fallstudie für die Herausbildung des «Berufstandes weiblich».

Lilian Räber (Zürich)

DOMINIQUE FERRERO
LE «COURRIER DE GENÈVE» ET LES
JUIFS (1880–1900)
UN CAS D'ANTISÉMITISME GENEVOIS
À LA FIN DU XIXE SIÈCLE

HELBING UND LICHTENHAHN, BASEL 1993, 83 S.,
1 ABB., KARTEN, FR. 49.–

In der hier veröffentlichten Lizentiatsarbeit der Universität Genf geht es weniger um jüdische Geschichte, denn um eine Geschichte der Einstellungen zum Judentum. Ferrero untersucht das Sprachrohr der Genfer Katholiken in einem Zeitraum von zwanzig Jahren. Genf hatte schon 1845 seine calvinistische Bevölkerungsmehrheit durch Zuzug aus der katholischen Umgebung verloren, bildet somit einen besonderen Fall in der Schweizer konfessionellen «Landschaft». Ferrero belegt detailliert, wie der «Courrier» zu den Anti-Dreyfusards gehörte, die mittelalterlichen Ritualmordunterstellungen in den 1880er Jahren wiederholte (!), die liberale Presse als jüdisch bestimmt sah, die Freimaurer und «die» Juden zusammenrückte und sich an der

wirtschaftlichen Bedeutung jüdischer Bankiers (bspw. im Eisenbahnbau) störte. Er interpretiert diese Haltung als im Grunde einer religiösen Judenfeindschaft entspringend und sieht diese als «Subkultur» zur offiziellen Theologie. Hätte er letztere ebenfalls untersucht (bspw. für Frankreich), wäre er nicht zu diesem Schluss gekommen. Einzig in Bezug auf das Schächtverbot liess sich der «Courrier» nicht von den judenfeindlichen Stereotypen der Schweizer Tierschutzvereine vereinnahmen. Ferrero weist nach, dass hier politisch-pragmatische Gründe eine Rolle spielten.

Die Arbeit Ferreros fügt einen weiteren Mosaikstein zur Geschichte der Judenfeindschaft in der Schweiz hinzu. Besonders die Romandie ist in dieser Hinsicht schlecht erforscht. Sie ist deshalb interessant, weil ja ihr kulturelles Vorbild, Frankreich, die Elsässer Juden schon im September 1791 emanzipiert hatte und – mit einem begrenzten Einbruch zwischen 1808 und 1818 – dabei blieb.

Indessen vermisst man eine Rezeption der allgemeinen Literatur zur Geschichte der Judenfeindschaft. Vergeblich hält man nach den Standardwerken von Jacob Katz (*From Prejudice to Destruction. Antisemitism 1700–1933*, Cambridge/Mass. 1980, dt. Übersetzung 1989), Karl Heinrich Rengstorff (*Kirche und Synagoge*, darin die Artikel von Rudolf Lill über den deutschen Katholizismus) und Hermann Greive (*Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland*) Ausschau, wie auch von einem französischen Forscher nur der Titel seines Werkes, nicht aber dessen Inhalt verarbeitet wird (Lazare Landau, *Du mépris à l'estime*). Der Vergleich mit dem deutschen Katholizismus derselben Zeit hätte sich sehr angeboten, wie der Autor selbst schreibt. Die Haltung des Genfer Katholizismus entsprach durchaus den damals üblichen Äusserungen über Juden in der katholischen Presse.

schwer, sich alleine einen Überblick über die Forschungsgeschichte der Judenfeindschaft zu verschaffen, wenn dieses Thema an der Universität nicht unterrichtet wird. Fragen sind deshalb eher an die schweizerische Bildungspolitik zu richten, die es bis heute nicht vermochte, einen Lehrstuhl zu diesem Thema einzurichten. Auch die klassische Judaistik ist in der Schweiz institutionell leider sehr schlecht vertreten, wenn man von Luzern und der dortigen theologischen Fakultät und zerstreuten Lehraufträgen in Bern und Genf absieht.

Robert Uri Kaufmann (Heidelberg)

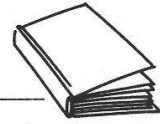
ALBERT WIRZ

**DIE MORAL AUF DEM TELLER
DARGESTELLT AN LEBEN UND WERK
VON MAX BIRCHER-BENNER UND
JOHN HARVEY KELLOGG**

CHRONOS VERLAG, ZÜRICH 1993, 248 S., 28 ABB.,
FR. 38.–

Man nehme Äpfel, Nüsse, Haferflocken, Zitronen und kondensierte Milch.
«Zubereitung: Die Kondensmilch und der Zitronensaft werden zuerst unter die Haferflocken gemischt, dann werden die Äpfel mit Haut, Gehäuse und Kernen auf dem Apfelreibeisen unter kräftigem Druck gerieben und schon während des Reibens, d.h. in öfteren Reibpausen, rasch und gut unter den Brei gemischt. Auf diese Weise wird das Apfelfleisch durch den Brei bedeckt und vor Luftzufuhr geschützt, wodurch das weisse, appetitliche Aussehen der Diätspeise erreicht wird. Die Zubereitung soll unmittelbar vor dem Essen geschehen. Die geriebenen Nüsse werden zur Mehrung des Eiweiss- und Fettgehalts bei Tisch aufgestreut.»

Dies empfahl um die Jahrhundertwende Max Bircher-Benner (1867–1939), der



«radikale Doktor» vom Zürichberg seinen Anhängern und allen Bürgern, die es hören wollten, und dies zu einer Zeit, in der der Konsum von Wurst, Speck und Schweinebauch unaufhaltsam anwuchs. Beim heutigen Griff in die Kühltruhe des Supermarktes nach dem fertig abgepackten Birchermüsli, bzw. seinen fett- und kalorienarmen Verwandten, lässt sich die Radikalität dieser Ernährungslehre kaum mehr erahnen.

Der Schweizer Historiker und Journalist Albert Wirz schildert anhand der Ideen und der Lebensgeschichte von Bircher-Benner, sowie seinem amerikanischen Zeitgenossen John Harvey Kellogg (1852 bis 1943) die Revolution bei Tische, deren Siegeszug von den Reformbewegungen der Jahrhundertwende bis zur modernen Fitnesskost reicht. Den Ärzten und Ernährungstheoretikern der Zeit galt der Körper als Maschine bzw. Fabrik, in der Essen in Energie und Leistung umgewandelt wurde. Die Regeln des Essens entsprachen denen der expandierenden industriellen Ordnung einerseits, der damit zusammenhängenden Geschlechterordnung andererseits. Fleisch musste auf den Tisch, galt es doch durch alle soziale Schichten hindurch als Zeichen für Wohlstand und Kraft. Und es verstand sich von selbst, dass dem Vater vom Braten das grösste Stück zustand, Gemüse und Obst waren ein Essen für Frauen und Kinder. Das Wissen um gesundheitliche Aspekte des Essens war minimal, die «Vitaminrevolution», die manche der Ansichten von Bircher-Benner unterstützen sollte, stand noch vor der Tür.

Bircher-Benner wollte jedoch mehr als eine Ernährungslehre aufstellen. Er verband seine Vorstellungen vom Essen und vom Körper mit einer allgemeinen Zivilisationskritik. Richtig essen hiess, auch in Harmonie mit der Natur und mit sich selbst zu sein. Die Verdauung nimmt bei ihm geradezu mythische Züge an, der Dickdarm wird zum Schicksalsträger. Krankheit war Aus-

druck eines Verstosses gegen die natürlichen Ordnungsgesetze des Lebens, die Bircher-Benner aus den Lebensgewohnheiten seiner bäuerlichen Vorfahren heraus entwickelte. Er sass zwar dadurch einer romantischen Projektion in die Vergangenheit auf, wie dies für viele der wertkonservativen Reformer seiner Zeit der Fall war, denn die gesunde Kost der Vorfahren entpuppt sich bei genauerem Hinsehen mehr als Not denn als Tugend. Zugleich aber gelangen ihm Einsichten, die – von der esoterischen Ordnungssucht befreit – heute zum Allgemeingut nicht nur einer gesunden Ernährung gehören, sondern sich ebenso im Gedankengut einer ganzheitlichen und psychosomatisch orientierten Medizin wiederfinden.

Bircher-Benners Lehre wurde noch zu seinen Lebzeiten anerkannt. Sein Sanatorium «Lebendige Kraft», das er seit der Jahrhundertwende am Zürichberg als Familienbetrieb führte, sollte Modell einer besseren Welt sein, und wurde zu einer renommierten Adresse in bürgerlichen Kreisen. Die Gäste mussten sich den asketischen Ordnungsgesetzen und einem streng geregelten Tagesablauf unterwerfen. Zugleich wird hier beispielhaft die Janusköpfigkeit des neuen Umgangs mit dem Körper deutlich, wird doch die «Befreiung» von den Übeln der Zivilisation durch erhöhte Selbstkontrolle erkaufte. Gesundheit wird zur neuen Metapher für Leistungsfähigkeit.

Während Bircher-Benner versuchte, die Natur auf den Teller zu holen, ging sein amerikanischer Zeitgenosse Kellogg einen anderen Weg. Er wollte die Natur imitieren. Ähnlich wie Bircher-Benner verband er schulmedizinisches Wissen mit einer Vorliebe für naturheilkundliche Methoden. Doch im Gegensatz zu diesem technisierte er Naturerlebnis und Körpererfahrung. Sein in Battle Creek im Staat Michigan errichtetes «Sanitarium», das Bircher-Benners ältester Sohn 1921 besuchte, glich mehr einer

Gesundheitsfabrik als einer Kurklinik. Der Keller beherbergte gut eingerichtete Labors, das Kochen sollte zur Wissenschaft werden.

Hauptangriffsziel waren jedoch wie bei seinem Schweizer Zeitgenossen Magen und Darm. Dem «Eiweissdogma» des ausgehenden 19. Jahrhunderts rückte er mit Kalorientafeln und «statistischer Kulinarik» zu Leibe, um die Verdauung zu taylorisieren. Mit seinen Cornflakes und einer breiten Palette weiterer Fertigprodukte wird Kellogg, bzw. sein Bruder William zum Begründer der amerikanischen Frühstücksidee. Aus heutiger Sicht sind die Gesundheitsprodukte des ehemaligen Adventistenpredigers Vorläufer der Fastfood-Kultur.

In seiner detailreichen Schilderung der Lebenswege und Ideensysteme dieser beiden Ernährungs- und Lebensreformer verfolgt Wirz zwei zentrale Thesen. Zum einen zeigt er immer wieder den «Zwiespalt im Kritikanalyse der Lebensreformer» auf, indem deren «Auflehnung gegen die Industriegesellschaft [...] sich als ein weiterer Schritt im übergreifenden Prozess gesellschaftlicher Modernisierung» (S. 179) erweist. Zum anderen interpretiert er den Übergang von der männlichen Fleischkost zur weiblichen Gemüse- und Obstkost als Teil einer «Feminisierung der Gesellschaft», die gleichfalls Teil dieser Modernisierung sei. In der heutigen westlichen Welt des Überflusses sind vor allem die Armen dick, die kalorienarme und gesundheitsbewusste Kost ist zur neuen Norm der aufstiegsorientierten Mittelschichten geworden, allerdings bereinigt vom leistungshindernden Ballast einer ganzheitlichen Lebensführung im Sinne von Bircher-Benner und Kellogg. Eine stärker theoretische Fundierung dieser Thesen bleibt Wirz allerdings schuldig, was bei einer vor allem sozialhistorisch angelegten Studie nicht weiter stören würde, wenn Wirz nicht den Anspruch aufstellen würde, die «Ordnung bei Tisch» als eine Mischung von

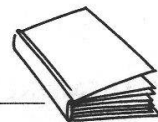
sozialer Ordnung» (S. 12) darzustellen. Im Einleitungskapitel wird man dann jedoch mit der blossen Aufreihung einiger bedeutender Theoretiker (Mary Douglas, Clifford Geertz, Norbert Elias, Pierre Bourdieu) abgefüttert, deren halbverdaute Theoriebruchstücke nur als Garnitur dienen und nahtlos in die Schilderung eigener Erfahrungen bei Tisch übergehen. Der Selbstanalyse als einer durchaus legitimen Zugangsweise wird hierbei von Wirz kein guter Dienst erwiesen. Dem theoriekundigen Leser wird daher empfohlen, das erste Kapitel, falls sich Anzeichen einer Magenverstimmung einstellen sollten, zu überschlagen. Der Rest des informationsreichen Buches ist sehr vergnüglich zu lesen.

Oliver König (Köln)

ROLF SOLAND
STAATSSCHUTZ IN SCHWERER ZEIT
BUNDESRAT HEINRICH HÄBERLIN
UND DER ORDNUNGSSTAAT
1920–1934

STÄMPFLI VERLAG, BERN 1992, 240 S., FR. 58.–

Zufall oder nicht, etwa zeitgleich mit dem sogenannten Fichenskandal, der die langjährige Staatsschutzpraxis von Bund und Kantonen ans Licht der breiten Öffentlichkeit beförderte, vergab der Thurgauer Regierungsrat den Auftrag einer Biographie von Bundesrat Heinrich Häberlin, dessen Name untrennbar mit zwei Staatsschutzvorlagen verbunden ist, die 1922 und 1934 vom Volk verworfen wurden. Im nun vorliegenden Zwischenbericht dieser Biographie versucht der Autor, Entstehung und Scheitern der beiden als «Lex Häberlin I» und «Lex Häberlin II» in die Geschichte eingegangenen Vorlagen zu beleuchten. Im Vordergrund steht dabei sein Bemühen, Häberlin vom Ruf des «reaktionären Staatsschutzministers» zu befreien. Die Protagonisten eines rigiden Staatsschutzes sieht er vor allem im Vaterländischen Ver-



band, im Ständerat, im Militärdepartement, in den Reihen der kantonalen Polizeidirektoren sowie bei Bundesanwaltschaft und Fremdenpolizei. Interessant ist, dass Soland bereits für die 20er Jahre eine grosse Autonomie beider Amtsstellen des EJPD konstatiert. Was er leicht euphemistisch als «Eigendynamik» umschreibt, kann tatsächlich nur als das Fehlen ausreichender politischer Kontrolle bezeichnet werden, womit auch die Frage nach der politischen Verantwortung des zuständigen Bundesrates gestellt ist, der Soland letztlich ausweicht. In diesem Sinne ist die Studie höchst aktuell, weist sie doch – wenn auch implizit – auf die Tradition des Freiraums hin, dessen sich die Staatsschutzbehörden so lange erfreuen konnten.

Auch die konkreten Ausführungen lassen viele Parallelen zur Debatte der letzten Jahre erkennen. Damals wie heute ging es um den Gegensatz von Freiheit und Sicherheit, um die demokratischen Grundrechte und ihre Einschränkung zum Schutze des Staatswesens. Hinzu kommt das Problem, dass jede Diskussion untrennbar mit den verschiedenen politischen Grundüberzeugungen der Kontrahenten verbunden ist. Stets muss neu definiert werden, was als Gefährdung anzusehen ist und gegen welche Gruppen und Aktivitäten Staatsschutzmassnahmen zu ergreifen sind. Letztere bedürfen zudem der Präzisierung durch konkrete Straftatsbestände, da allgemeine Prinzipienklärungen wie «innere Sicherheit» oder «verfassungsmässige Ordnung» stets unverbindlich bleiben und zu mehr oder weniger politisch gefärbten Definitionen geradezu einladen.

Die Gefährdung der «inneren Sicherheit» ging nach Ansicht der bürgerlichen Mehrheit Anfang der 20er Jahre von der politischen Linken aus. Erste Diskussionen um ein Staatsschutzgesetz lassen sich bereits 1919 – also unmittelbar nach dem Landesstreik vom November 1918 – ausmachen. Häberlin konnte bei seinem Amtsantritt auf

weit fortgeschrittene Vorarbeiten seines Amtsvorgängers Eduard Müller zurückgreifen. Zu Recht streicht Soland heraus, dass die Initianten der Lex Häberlin I letztlich der «Abwehrbereitschaft des Volkes gegenüber der kommunistischen Idee» misstrauten und deshalb gesetzliche Massnahmen anstrebten. Sozialdemokraten und Kommunisten sahen in der Lex Häberlin I ein Klassengesetz, das zu Fall gebracht werden musste. Dies gelang in einem erbittert geführten Referendumskampf, in dem auch freisinnige und katholisch-konservative Kreise auf Distanz zur Vorlage gingen. Besonders umstritten war dabei die Strafandrohung für Aufrufe zur Störung der staatlichen Ordnung, die der Verfolgung abweichender Meinungen Tür und Tor hätte öffnen können.

Ähnliche Konstellationen ergaben sich 1933/34. Ausgehend von den blutigen Genfer Unruhen vom November 1932 drängten bürgerliche Kräfte auf verschärfte Staatsschutzgesetze, wobei wiederum Sozialdemokraten und Kommunisten als Bedrohungsbild erhalten mussten. Gerade die offene Agitation gegen die Sozialdemokratie verhinderte letztlich erfolgversprechende Bemühungen Häberlins, auch die SPS für den Gesetzentwurf zu gewinnen. Nachdem die eidgenössischen Räte die Lex Häberlin II erheblich verschärft hatten, ergriff die SPS wie 1922 erfolgreich das Referendum. Erneut scheiterte das Ordnungsgesetz an der mangelnden Unterstützung seitens der bürgerlichen Wählerschaft. Entscheidend war hier wohl die Ablehnung gewerblicher und bäuerlicher Kreise, die mit besonderen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und so ihrer Unzufriedenheit Ausdruck verliehen.

Spannend und aufschlussreich ist die Studie immer dann, wenn Häberlins Tagebuchaufzeichnungen – die wichtigste, aber oft zu wenig hinterfragte Quelle – ein Licht auf seine Bundesratskollegen sowie die persönlichen und politischen

Differenzen im damaligen Bundesratskollegium werfen. Bekanntes mischt sich hier mit Neuem. Das Bild Giuseppe Mottas als Mussolini-Freund wird erneut gefestigt. Der bei seinen Zeitgenossen populäre Rudolf Minger wird als Mann geschildert, der sich zumindest 1933/34 von den Fronten zu wenig distanziert habe. Tatsächlich sah Minger in der Frontenbewegung «eine im Kern positive Reaktion auf die sozialdemokratische Vergiftung von Volk und Heimat», wobei er mit Blick auf Italien und Deutschland hoffte, dass auch in der Schweiz das Ende der politischen Linken bevorstehe. In schlechtem Licht erscheinen auch Jean-Marie Musy und Edmund Schulthess, die mit ihren persönlichen Differenzen oftmals die Bundesratsarbeit beeinträchtigten. Geradezu prophetisch charakterisierte Häberlin seinen Amtsnachfolger Johannes Baumann, über den er 1933 festhielt, dass er «bis zu einem ziemlich weiten Grade mit der Judenverfolgung sympathisiert». Ähnliche Worte fand er für Heinrich Rothmund, den einflussreichen Chef der Fremdenpolizei. Deren Schweizbild roch für Häberlin allzu stark «nach auserwählter Nation».

Kann man dem Autor folgen, dass Heinrich Häberlin persönlich ein entschiedener Liberaler sowie Gegner von Faschismus und Nationalsozialismus war (was schon seine Freundschaft mit Romain Rolland nahelegt), so bleibt er doch die Antwort schuldig, wieso unter Häberlins Leitung 1933 der Grundstein zur xenophoben Flüchtlingspolitik der 30er und 40er Jahre gelegt werden konnte. Dies verweist wieder auf das bereits angesprochene Problem der politischen Verantwortung. Im Ganzen drängt sich der Schluss auf, dass der Einfluss der Chefbeamten im EJPD (namentlich der von Heinrich Rothmund und Bundesanwalt Franz Stämpfli) jedes vertretbare Mass überschritt. Solands Entlastungsversuch, Häberlin habe den übereifrigen Rothmund immer wieder zu

bremsen versucht und sich an Stämpflis wenig energischer «Behandlung der Hitlerianer» gestossen, geht am Kern des Problems vorbei, denn schliesslich darf man von einem Bundesrat erwarten, dass er sich gegenüber seinen Chefbeamten durchsetzt.

Hermann Wichers (Allschwil)

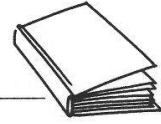
PHILIPPE MASPOLI **LE CORPORATISME ET LA DROITE EN SUISSE ROMANDE**

SECTION D'HISTOIRE DE LA FACULTÉ DES LETTRES,
(HISTOIRE ET SOCIÉTÉ CONTEMPORAINES, SOUS LA
DIRECTION DU PROF. H. U. JOST, 13), LAUSANNE 1993,
141 P.

Dans son étude, Philippe Maspoli avance la thèse suivant laquelle le corporatisme, «loin d'être un accident de l'histoire vite oublié après 1945, a durablement influencé la société helvétique, notamment en modelant le comportement du petit patronat de l'après-guerre» (p. 9), petit patronat qui constitue la composante essentielle du tissu économique de la Suisse romande.

Dans cette perspective, le corporatisme ne se confinerait pas aux mouvements d'extrême droite et serait en fait l'idéologie dominante des milieux de droite au travers de l'idéologie de l'efficacité nationale où «la défense du libéralisme économique et du suffrage universel s'efface devant la montée de la conception organique de la nation, corps vivant qui doit lutter pour son existence dans la compétition internationale» (p. 23). L'auteur s'attache à le démontrer par le biais, notamment, de la composition et de l'affiliation politique des membres de l'«Association romande des Amis de la corporation» (créée en 1924).

En étudiant une organisation comme la «Commission romande de rationalisation», Maspoli poursuit ensuite en insistant sur la convergence existant, au sein des milieux



corporatistes, entre deux discours apparemment contradictoires. Le premier prône une organisation scientifique du travail inspirée de Taylor et Ford. Le second, aux thèmes non contemporains, valorise le métier, l'artisan, le petit atelier ou la communauté et s'associe à un discours néopatriotique. Cette dualité entre un discours moderniste d'organisation économique et un autre discours a-historique s'explique notamment par la résistance de la structure artisanale de production à la propagande de type tayloriste qui privilégie la grande industrie. Dès lors, l'éducation des artisans et commerçants à l'organisation rationnelle du travail doit s'accompagner de tout un discours passéiste destiné à les rassurer.

A partir des années 30, ces deux discours formeront le socle du discours corporatiste, car ils formulent le principe de la «collaboration de classes» qui se substitue à l'idée de la «lutte des classes». Il s'agit désormais pour les corporatistes d'éduquer et d'organiser la nation entière. Dès lors, l'accent sera mis sur l'élaboration de textes législatifs régissant le fonctionnement de l'État tant au niveau fédéral par un projet de révision totale de la Constitution (initiative repoussée par le peuple en 1935) qu'au niveau cantonal par le dépôt de lois corporatistes. De leur côté, l'État fédéral et les associations économiques oeuvraient dès 1933 à la redéfinition législative du rôle de l'État et de ses liens avec l'économie, «mouvement qui débouchera sur la définition constitutionnelle du capitalisme organisé en 1947 et dans lequel s'intégreront les corporatistes dans les années 40» (p. 66).

Dans cette optique, l'opposition des syndicats ouvriers et du patronat industriel aux tentatives purement corporatistes se traduirait notamment par la conclusion de la «Paix du travail». Le capitalisme organisé offrirait donc l'alternative à l'option corporatiste par l'intermédiaire de la

négociation régulière entre patrons et ouvriers et de la représentation des intérêts organisés en association auprès de l'État.

La question de l'influence des thèses corporatistes sur la conclusion de ce compromis reste toutefois ouverte.

Toujours est-il que des lois cantonales d'inspiration corporatiste – telle la loi sur l'organisation professionnelle adoptée en 1944 par le Grand Conseil vaudois et issue d'un projet de loi déposé en 1942 par Albert Masnata (député libéral, directeur de l'Office suisse d'expansion commerciale et membre des «Amis de la Corporation») – coexisteront sans peine avec la nouvelle législation fédérale de l'après-guerre.

Tant que l'étude de Philippe Maspoli se limite à la Suisse romande, son analyse attentive des diverses associations et publications issues ou proches du mouvement corporatiste offre un système cohérent d'explication sur leur rôle, leurs thèses et leur influence en Suisse romande. Cependant, cette cohérence devient problématique dès lors que l'étude se transpose au niveau suisse, car les éléments de synthèse propres au cas romand ne peuvent à eux seuls servir d'explication. En effet, d'un côté, nous avons affaire essentiellement à des P.M.E., alors que de l'autre les milieux proches de la grande industrie, voire des syndicats, jouent un rôle central. Dès lors, sans une étude de ces milieux, comment estimer l'influence et l'intériorisation des thèses corporatistes dans la redéfinition constitutionnelle du capitalisme organisé, dans quelle mesure ceux des corporatistes qui s'y intègrent à partir des années 40 gardent-ils des attributs corporatistes et enfin qui est influencé par qui, notamment en ce qui concerne les thèses liées à l'organisation scientifique du travail?

Lyonel Kaufmann (Lausanne)

ANDRÉ LASSERRE

**SCHWEIZ: DIE DUNKELN JAHRE
ÖFFENTLICHE MEINUNG 1939–1945**

ORELL FÜSSLI VERLAG, ZÜRICH 1992, 496 S., FR. 68.–

SIMONE CHIQUET (HG.)

«ES WAR HALT KRIEG»**ERINNERUNGEN AN DEN ALLTAG IN
DER SCHWEIZ 1939–1945**CHRONOS VERLAG, ZÜRICH 1992, 237 S., 33 ABB.,
FR. 34.–

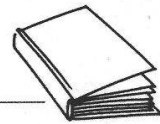
Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges war den amtlichen Stellen und der Armee sehr bald schon klar geworden, dass die Zensur, welche die Bevölkerung in zentralen Fragen – militärische Strategie, Aussenpolitik, Gestaltung der Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland usw. – bevormundete und somit den eigenen Vermutungen («Gerüchte») und der Propaganda anderer Staaten überliess, eines zusätzlichen Instruments bedurfte: der gezielten Meinungsbildung, um «das patriotische Ideal zu verstärken [und] den Verteidigungswillen zu fördern» –, so die Weisung für «Heer und Haus» vom 26. September 1939 (S. 49). Die damit beauftragte Institution operierte zunächst nur in der Truppe, 1941 wurde auch die Zivilbevölkerung miteinbezogen. Zwischen Juli 1941 und Mai 1945 führte «Heer und Haus» in geschlossenem Kreis 628 Kurse und 2523 Einzelveranstaltungen durch.

Der Zugriff der Armee auf die öffentliche Meinung erfolgte während des Zweiten Weltkrieges mit grossem Aufwand. Die beiden Einrichtungen «Heer und Haus» und «Abteilung für Presse und Funkspruch» (Zensur) brachten im Verlauf ihrer von Anfang an umstrittenen Tätigkeit Berge von Akten hervor, die laut André Lasserre, Dozent für neuere Geschichte an der Universität Lausanne, zu den «reichhaltigsten Quellen» für jene Zeit überhaupt gehören. Im Anschluss an die bekannte panikartige

des Angriffs auf Frankreich durchgeführte deutsche Täuschungsmanöver gegen die Schweiz ausgelöst worden war – allein in Basel flohen zwischen dem 14. und 15. Mai 1940 20'000–30'000 Personen – fertigten beispielsweise Armeepsychologen vom Mai bis September 1940 Wochenberichte über die Einstellung der Bevölkerung an. Über ein ganzes Netz von Informanten versuchte sich «Heer und Haus» in der folgenden Zeit ein genaues Bild über die tatsächlich ständig schwankende Moral der Truppe und der Zivilbevölkerung zu verschaffen.

André Lasserre entschied sich in seiner mentalitätsgeschichtlichen Untersuchung dafür, die vorgefundenen Meinungsäusserungen chronologisch auf sechs Phasen des Krieges verteilt zu diskutieren. Ins Auge springen die Illusionslosigkeit der Soldaten und der Bevölkerung hinsichtlich der Möglichkeit der Verteidigung gegen einen deutschen Angriff («Blitzkrieg») sowie die Verständnislosigkeit angesichts der durch die Réduit-Strategie bedingten Preisgabe des dichtbevölkerten Mittelandes. Als wirkungsvollstes Mittel im Kampf gegen den schleichenden Defätismus erwies sich seltsamerweise der Appell an den «Heldentod» der 1500 Eidgenossen in der Schlacht bei Sankt Jakob an der Birs, wenn dann auch die lauen Reaktionen auf die Feiern zum 650-jährigen Bestehen der Eidgenossenschaft 1941 bereits «den Überdross an geschichtlichen Ermahnungen» (S. 230) signalisierten.

Lasserre trägt sehr viel Material zur Periodisierung der Stimmungslage in der Bevölkerung zusammen, und er behandelt neben den politischen auch alle wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Fragen, welche damals die öffentliche Meinung beschäftigten (Stadt-Land-Konflikt, Arbeiterbewegung, Rationierung usw.). Jedoch konnte ich mich nicht immer gegen den Eindruck wehren, dass der Autor zu oft die höchst interessanten Quellentexte zu knapp



zusammenfasst. Ich bedauerte, dass er sie nicht häufiger im Wortlaut zitierte, um sie auf diese Weise der übrigen Forschung zur Verfügung zu stellen. Da er die Dokumente überdies vielfach nur in Sammelanmerkungen ausweist, erscheint der Rückgriff auf die Originale zuweilen schwierig. Dennoch erschliesst André Lasserre mit seinem Buch ein äusserst wichtiges, ungemein spannendes Feld der Geschichtsschreibung über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Es ist ausserordentlich zu begrüessen, dass Werke der Westschweizer Historiographie so schnell aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt werden.

Einen ganz anderen Zugang zur Geschichte der öffentlichen Meinung im Krieg wählt Simone Chiquet in dem von ihr herausgegebenen Buch. Der Band enthält eine Auswahl jener Berichte, welche Frauen und Männer der Kriegsgeneration auf einen Aufruf des «Schweizerischen Beobachters» hin 1989 verfasst und der Zeitschrift zugestellt hatten. Simone Chiquet hat diese Beiträge durch eine Reihe zusätzlicher Interviews ergänzt. Die Menschen werden in ihrem Buch für einmal selbst zu Chronisten und Chronistinnen: «Erst wenn ich ihnen versicherte, dass mich gerade das Unspektakuläre, das Alltägliche interessiere, begannen sie zu erzählen», schreibt die Herausgeberin (S. 9). Ihr fiel auch auf, wie unterschiedlich Männer und Frauen jene Zeit schildern und bewerten: «Die Härte jener Jahre liegt für die Männer mehrheitlich darin, dass sie praktisch keine Möglichkeit hatten zu leben, wie sie ursprünglich wollten. ... Die Männer hatten Lebensträume, die Frauen hatten keine Wahl.» (S. 13)

Erstaunlich ist der Eindruck, den in den Erinnerungen die alliierten Bomber hinterliessen, die damals auf ihren Einsätzen gegen Norditalien und Deutschland den Schweizer Luftraum überflogen. Sonst war der Krieg, vor allem für die Frauen, etwas, das sich, abgesehen von der erschwerten

Versorgung und der Mehrbelastung, ausserhalb der schweizerischen Landesgrenzen abspielte. Für die dienstverpflichteten Männer hingegen blieben die Sinn- und Zwecklosigkeit des Drills – «Liegen! Kriechen! Auf!» – die erlittenen Schikanen und Quälereien (Beschwerde gleichbedeutend mit Meuterei) und die Härte der militärischen Disziplinierungsgewalt (Militärgefängnis St. Maurice) oft das prägendste Erlebnis.

Der bleibende Wert des Buches liegt in der Unmittelbarkeit und Direktheit, mit der die damalige Zeit ins Blickfeld gerückt wird: die langen Güterzüge aus Deutschland, die man in Schaffhausen nach Italien fahren sehen konnte, die Granatenverschlüsse, die für den Export nach Deutschland hergestellt wurden, die Nachrichten vom «England-Sender» («Das Bedürfnis, Zeitung zu lesen, wurde immer geringer. Es war ja doch alles manipuliert. Das wusste man. Das Wesentliche wurde zensuriert, unterschlagen, gefälscht, notfalls umgedreht.» S. 22).

Ebenso für immer im Gedächtnis der Erzählenden haften blieben der Flirt mit Internierten, der eine Frau gleich zum «leichten Mädchen» stempelte, die Zurückweisung jüdischer Flüchtlinge an der Grenze durch die einen, deren Rettung durch die anderen, der Konvoi der befreiten KZ-Häftlinge, die bei Kriegsende in die Schweiz kamen, und Reflexionen über das Image der Schweiz bei den Alliierten, das 1945 auf einem Tiefpunkt anlangte. Ein ehemaliger Gebirgsinfanterist (Jahrgang 1919) spricht es aus: «Der Friede wäre für einen weniger unrühmlichen Preis zu haben gewesen.» (S. 139)

Peter Kamber (Zürich)



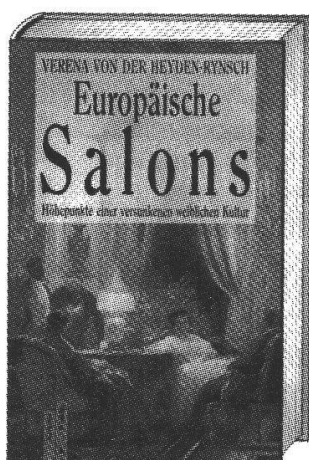
Daniel J. Kevles/Leroy Hood
Der Supercode
 Geb. DM/sFr. 44,- / öS 343,-
 ISBN 3-7608-1946-X
 »Neun namhafte Autoren haben mit dem Buch »Der Supercode« den gelungenen Versuch unternommen, den aktuellen Stand des wohl ehrgeizigsten Projekts innerhalb der Wissenschaft wiederzugeben.« **DIE WELT**



John R. Searle
Die Wiederentdeckung des Geistes
 Geb. DM/sFr. 39,80 / öS 311,-
 ISBN 3-7608-1944-3
 »Eine brillante Analyse des menschlichen Geistes - ein Glanzstück populärwissenschaftlicher Philosophie.« **NZZ**



Harry Pross
Memoiren eines Inländers
 Mit 24 Fotos und 4 grafischen Darstellungen.
 Geb. DM/sFr. 39,80 / öS 311,-
 ISBN 3-7608-1945-1
 »Ein Leben im Dienst der Demokratie, der Freiheit und der Sicherung des Friedens.« **DIE ZEIT**



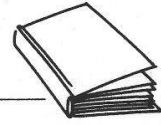
Verena von der Heyden-Ryansch
Europäische Salons
 Mit 22 Illustrationen.
 Ln DM /sFr. 39,80 / öS 311,-
 ISBN 3-7608-1942-7
 »Verena von der Heyden-Ryansch zeichnet das faszinierende Bild einer versunkenen weiblichen Kultur.« **Darmstädter Echo**



Peter Sloterdijk/Thomas H. Macho (Hg.)
Weltrevolution der Seele
 Pbck DM/sFr. 48,- / öS 375,-
 ISBN 3-7608-1090-X
 »Wer eintritt in dieses Spiel von Urlicht und Urdunkel, verläßt es vergnügt und belehrt.« **FAZ**

Effi Biedrzyński
Goethes Weimar
 Mit 230 Abbildungen.
 Ln DM /sFr. 98,- / öS 765,-
 ISBN 3-7608-1064-0
 »Besonders geglückt die liebevoll kritischen Porträts der Frauen, die das Wunder Weimar überhaupt erst möglich gemacht haben.« **DIE ZEIT**

Artemis
Winkler
&



LITERATUR ZUM THEMA / COMPTES RENDUS THÉMATIQUES

PIERO CAMPORESI

DAS BROT DER TRÄUME

HUNGER UND HALLUZINATIONEN IM VORINDUSTRIELLEN EUROPA,

CAMPUS-VERLAG, FRANKFURT/M. UND NEW YORK
1990, 262 SEITEN, FR. 49.–

Hunger im Europa des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit ist kein völlig unerforschtes Thema, zumindest nicht, wenn man ihn als epidemiologisches Phänomen betrachtet. So hat Abel (1972) «Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland» eingehend statistisch und ökonomisch dargestellt, und in der von Kleinspehn (1987) vorgelegten Zivilisationsgeschichte oraler Befriedigung spielt auch der Hunger eine nicht geringe Rolle. Camporesi geht aber weit darüber hinaus, eine (vor allem auf italienische Verhältnisse zugespitzte) Geschichte des Hungers zu schreiben: er stellt Hunger als einen integralen Bestandteil der kulturell geprägten Wahrnehmung dar und setzt damit an einem Punkte an, der historisch noch kaum in den Blick geraten ist.

Zunächst einmal liest sich sein Buch über weite Strecken als eine Geschichte der Klassengesellschaft unter oralen Gesichtspunkten. Diese Geschichte gewinnt in seiner Darstellung ihre Intensität nicht aus Statistiken und nicht aus ökonomischen Ableitungen, sondern aus der breiten Beschreibung der Vorstellungswelt der Zeit. Camporesi entwickelt seine phänomenologischen Deutungen aus einer Fülle von Texten des 16. und 17. Jahrhunderts, die er ausführlich zitiert. Das führt zu einer Innenansicht des Hungers und den damit verbundenen Phantasien. Die Versuche, ihm zu

entgehen, die Rezepte, ihn zu bekämpfen, all dies erscheint als das strukturprägende Element des Lebens. Wer hungert, isst, was sich finden lässt. Camporesi macht in diesem Zusammenhang nachdrücklich bewußt, in welchem Ausmass in Europa Kannibalismus verbreitet gewesen ist, den wir vollständig verdrängt haben: «Wir können getrost annehmen, daß der Horror vor der Menschenfresserei und der Elternfresserei um so mehr Gestalt annimmt, je mehr sich die westeuropäischen Gesellschaften von den Qualen des Hungers entfernen.» (S. 63).

Camporesi verweist darauf, daß die kognitiven Grundsätze einer Kultur in Armut anders seien als die der intellektuellen Elite: «Das Bild der Welt zeichnet sich aus der Sicht von unten als unsicher, auseinanderklaffend, zweideutig, schwankend und nicht homogen ab.» (S. 99) Die Auswirkungen einer Hungeranschauung der Welt konturiert er in zahlreichen Details. Diese Anschauung entwickelt die Phantasie des Schlaraffenlands, entwickelt die Macht des Imaginären, entwickelt ein anderes, ein nichtsattes Zeitbewusstsein: «Die Zeit wird eine dehnbare und pressbare Variable, die sich unterteilt nach den Impulsen des Magens, dem Leer- und Vollwerden der Gedärme oder nach der Mühe der Arbeit.» (S. 103)

Das sind gewissermaßen die kulturellen Korrelate einer ökonomischen Bedingung. Da sich die Klassen nach einer «Hierarchie der Brotsorten» in ihrer Ernährung unterscheiden, befindet sich zudem ein Teil der Bevölkerung «im Zustand der Betäubung durch verfälschtes Brot» (S. 158). Dies ist nun keine völlig neue Vermutung; neu ist jedoch die Zentralität, die Camporesi den Phantasien des Hungers für eine kollektive psychische Verfassung beimisst. Er sieht den Hunger als die «zerrüttendste und fürchterlichste Droge» an, die psychische und imaginative Kompensationen hervorrufen habe. So steht der Hunger an sich und ■ 175

daneben die Mischung des Brots mit halluzinogenen Kräutern im Mittelpunkt einer Deutung des kollektiven Erlebens, in dem es keine Grenzen zwischen Leben und Traum, zwischen Realität und Halluzination mehr gibt. Diese Verwischung sei manchmal bewusst politisch gesteuert worden: Camporesi gibt Beispiele aus dem 17. Jahrhundert, da man zur Beruhigung des Hungers und somit auch zur Beruhigung der Armen das Brot mit Tollkorn oder Mohn versetzte. Er sieht hierin eine «ausgeklügelte politische Strategie gegenüber den Unterschichten». (S. 223)

Insgesamt entwickelt dieses Buch eine These von faszinierender Einseitigkeit, dass nämlich der Hunger die zentraleuropäische Vorstellungswelt des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit entscheidend geprägt hat und überdies die Armen, also die Mehrheit der Bevölkerung, im Zustand eines kollektiv drogenveränderten Bewußtseins lebten. Es fällt schwer, diesen reich mit zeitgenössischen Zitaten belegten Deutungen zu widersprechen. Und dennoch reizt etwas zum Widerspruch, und sei es nur die «hungerzentrierte» Ausschließlichkeit der Lesart. Sie hat etwas Reduktionistisches und deutet die Vielfalt kultureller Wahrnehmungsmuster so monokausal aus, daß einen Zweifel überkommen. Aber dieses Zögern vor der Einfachheit einer Erklärung muß nicht gegen diese sprechen.

Aldo Legnaro (Köln)

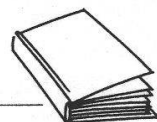
WOLFGANG SCHIVELBUSCH **HISTOIRE DES STIMULANTS**

LE PROMENEUR PARIS 1991, 116 P. FF 135.-

TITRE ORIGINAL : DAS PARADIES, DER GESCHMACK UND DIE VERNUNFT. EINE GESCHICHTE DER GENUSSMITTEL, MUNICH, 1980.

Les ouvrages allemands en traduction ne sont pas si fréquents pour que l'on dédaigne l'effort d'un éditeur français (Le promeneur) qui s'efforce de faire connaître des auteurs non francophones. Onze années après sa publication originale, l'essai de Wolfgang Schivelbusch est donc devenu disponible en français et l'on peut saluer la qualité d'une traduction fort élégante.

L'essai est concis, vif, pétillant ; il se construit sur un jeu de miroirs et d'échos entre chapitres fondé sur les résonances qui existent entre les stimulants majeurs des différentes périodes abordées (épices, café, chocolat, eau de vie, opium, drogues contemporaines). Schivelbusch a renoncé à l'appareillage critique ainsi qu'à la lourde procédure démonstrative qui incombe aux personnes ayant à supporter le fardeau de la preuve. Il laisse place au suggestif payé par quelques raccourcis simplificateurs mais qui ont le mérite de situer le débat sur l'essentiel. L'ouvrage plaira à tous ceux qui pensent qu'une histoire de la consommation et de la commercialisation est porteuse de sens, même si aucun effort réel de quantification n'apparaît. Par ailleurs, les amateurs de Norbert Elias sentiront rôder l'esprit du sociologue allemand dans la perspective choisie par Schivelbusch. L'auteur parle de «processus de civilisation», «d'autodiscipline», etc. mais se concentre sur l'accélération temporelle propre à notre siècle qui frappe tous les phénomènes, y compris ceux touchant la consommation des stimulants. Sa perspective la plus originale et qui oriente l'ensemble de l'essai est l'extension du concept d'accoutumance de l'individu à la société: historiquement, Schivelbusch



conclut que les tabous initiaux et les peurs premières s'estompent devant l'assimilation globale des produits nouveaux, selon un schéma quasi identique. Il ne s'agit pas seulement d'une thèse diffusionniste ou contagionniste, mais une réflexion sur le changement culturel et l'émergence de nouvelles valeurs au travers de conflits ou de rivalités entre groupes lisibles à travers la place tenue par les stimulants au sein de ces groupes tant dans leurs pratiques que dans leurs positions théoriques.

Il y a dès lors deux importantes questions, l'une posée sur le statut de notre société par la place qu'elle entend donner aux nouveaux produits disponibles et l'autre sur la désagrégation potentielle de l'éthique bourgeoise (autocontrainte, rationalité).

Cet essai est donc à considérer comme une invitation à la réflexion pour le futur selon une perspective qui n'a rien de désuet.

Frédéric Sardet (Genève)

JEAN-JACQUES YVOREL
LES POISONS DE L'ESPRIT
DROGUES ET DROGUÉS AU XIXE
SIÈCLE

PARIS, QUAI VOLTAIRE, 322P., 1992. FF 160.-

Le livre de Jean-Jacques Yvorel est un ouvrage équilibré (245 p. suivies de 75 pages de notes et annexes mais sans bibliographie), assez descriptif et de facture classique. L'auteur dresse un vaste panorama d'une sociologie historique difficile à élaborer, faute de sources adéquates. Les documents administratifs, les sources judiciaires, les textes législatifs, les travaux des médecins et spécifiquement les thèses de médecine, les journaux ainsi que les exemples illustres d'hommes de lettres sont largement exploités et cités. Cela donne parfois un ton quasi-anecdotique au propos de l'auteur qui fait perdre de vue les

objectifs premiers, à savoir: «décrire et tenter de comprendre comment s'est fait le passage du rapport traditionnel des hommes à la drogue, aux formes qu'il revêt actuellement.»

La thèse de J. J. Yvorel consiste à relever qu'au sein des structures sociales du XIXe siècle, c'est sans doute la disqualification sociale alimentée par la thèse de la dégénérescence qui permet de désigner sous forme de groupe, des individus dont les trajectoires sont fondamentalement différentes, en termes de consommation de «modificateurs de conscience». Le problème reste posé de manière aigüe aujourd'hui, ce qu'évoque l'auteur en aparté dans sa conclusion. Bref, voilà un livre minutieux, qui apporte beaucoup d'informations sur le regard médical ou institutionnel envers l'opium ou la morphine au charme de laquelle bien des médecins précisément succombèrent. Faute de sources, dit-on – est-ce si sûr et si inexploitable que ne le dit l'auteur? – aucune sociologie quantitative de la consommation ou des échanges commerciaux n'est proposée ni réellement soumise à examen. L'auteur opte pour des informations citées, qui se réfèrent généralement aux représentations des individus ou aux slogans. Quoique lassante, la chose n'est pas sans intérêt et des phrases comme celle qui suit méritaient d'être rapportées, car les échos contemporains n'en sont – hélas – pas encore éteints. C'est en 1925, il s'appelle Anquetil et il stigmatise en bloc au nom de la patrie française, «la foule de rastas, de métèques, d'homosexuels et de cocaïnomanes...» (cité page 220).

Frédéric Sardet (Genève)

SUSANNA BARROWS,
ROOM ROBIN (HG.)
**DRINKING: BEHAVIOR AND BELIEF
IN MODERN HISTORY**

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS, BERKELEY 1991,
454 S., US-DOLLAR 17.95 (PAPERBACK).

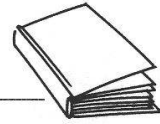
Herausgegeben von einem Soziologen und einer Historikerin, entspringt der umfangreiche Band der Zusammenarbeit zwischen den beiden Disziplinen, die sich an einer Tagung in Berkeley 1984 erstmals gemeinsam der Thematik der «Social history of Alcohol» widmeten. Die Einleitung der Herausgeber steckt das Feld ab und diskutiert den Hintergrund derartiger Studien, die eine Vorgeschichte in bereits älteren, von den Zielen der Mässigkeitsbewegungen des 19. Jahrhunderts inspirierten Forschungen besitzen. Spürbar ist die kritische Distanz gegenüber dieser älteren Forschung, die allzu oft damit beschäftigt war, die kollektiven Ängste einer im industriellen Umbruch befindlichen Gesellschaft vor dem Verlust sozialer Kontrolle zu verbalisieren. Die 18 Aufsätze kreisen um die soziale Verortung und den Sinn des Trinkverhaltens im Alltagsleben, um die Reaktionen von Familien, sozialen Bewegungen, Institutionen und Parteien, Professionen und Staat. Als Teil des Alltagslebens und wirkungsvoller Kristallisationspunkt symbolischer Ausdrucksformen kann das Trinkverhalten der Forschung einen Zugang öffnen, um wesentliche Strukturen und Beziehungen einer Gesellschaft zu erfassen.

Der Schwerpunkt der Beiträge liegt auf der Ebene der symbolischen, ideologischen und kulturellen Bedeutungen des Trinkens; nur teilweise auf den Voraussetzungen der materiellen Produktion und Verteilung, die in einem (guten) Aufsatz zur kolonialen Geschichte des Bierkonsums in Kenia am eindeutigsten zur Sprache gelangen. Die Autorinnen und Autoren stammen überwiegend aus den USA; das Interesse ist entsprechend stark auf den angelsächsischen

Raum konzentriert. Jedoch beziehen sich diverse Beiträge auch auf Frankreich, Deutschland, England, Irland und Russland; einer wie gesagt auf das koloniale Kenia. Die Breite zeigt deutlich den Forschungsvorsprung gegenüber dem deutschen Sprachraum.

Ein erheblicher Teil der Beiträge thematisiert direkt und indirekt das Trinkverhalten der Unterschichten und die sich daran entzündenden öffentlichen Debatten. Die Besorgnis um den übermässigen Konsum von Alkohol verlief indessen nicht einfach entlang der Klassengrenzen; in der Arbeiterklasse selbst entstand in dieser Hinsicht eine Spaltung zwischen einem «respektablen», um die Zukunft der eigenen Kinder besorgten Teil (Handwerker, Facharbeiter, d. h. gerade jene Gruppen, die selber eine ausgeprägte Tradition starken Trinkens hatten) und jenen Teilen, die an den traditionellen Trinksitten festhielten. Vor allem in den USA spielten auch Unterschiede entlang ethnischer Linien, z. B. zwischen Arbeitern skandinavischer und irischer Herkunft, eine wichtige Rolle. Viel weniger behandelt wurde bisher das Trinkverhalten des Bürgertums und der Oberschichten, was auch in diesem Band zugestandenermassen nicht geschieht. Insofern folgt die Ausrichtung dieser neueren Forschung immer noch den Wertungen eines vergangenen Zeitalters, denen hauptsächlich das Trinkverhalten der Unterschichten problematisch erschien.

Die gesellschaftlichen Reaktionen darauf werden am deutlichsten in den Abstinenzbewegungen greifbar, die in mehreren Artikeln diskutiert werden. Bisher ist es nicht gelungen, übergreifende Erklärungsmodelle für das Auftreten und die Macht solcher Bewegungen in sehr unterschiedlichen Gesellschaften zu finden. Beiläufig erfolgt hier auch ein Hinweis auf die ansonsten in keinem selbständigen Beitrag präsente Schweiz, wo französische Protestanten Pionierarbeit leisteten, die



Abstinenzbewegung dann aber unter deutschsprachigen Protestanten den stärksten Rückhalt fand. Frauen spielten eine wichtige Rolle in diesen Bewegungen, was in verschiedenen Artikeln thematisiert wird. Aus der traditionellen Kneipe als Brennpunkt eines männlich bestimmten Trinkverhaltens (und der damit verbundenen politischen Kultur der Arbeiterbewegung) blieben Frauen weitgehend ausgeschlossen. Gerade was die Berührungspunkte von Geschlechterverhältnis und Trinkverhalten betrifft, hat die Forschung allerdings inzwischen einiges mehr an Ertrag erbracht, als in den verspätet veröffentlichten Beiträgen der Tagung von 1984 sichtbar wird.

Mario König (Zürich)

CHANTAL DESCOURS-GATIN
QUAND L'OPIUM FINANÇAIT LA
COLONISATION EN INDOCHINE
L'ÉLABORATION DE LA RÉGIE
GÉNÉRALE DE L'OPIUM (1860 À 1914)

L'HARMATTAN, PARIS 1992, 292 P. FR. 51.50

L'opium a marqué les relations entre l'Europe et l'Extrême-Orient au XIX^e siècle. Qu'on se souvienne de la guerre de l'Opium opposant Chinois et Britanniques entre 1840 et 1842 et qui fut le prélude de l'ouverture de la Chine aux intérêts européens. Le livre de C. Descours-Gatin nous rappelle que cette drogue joua également un rôle important dans la colonisation française en Indochine.

Dès la conquête de la Cochinchine au début des années 1860, les administrateurs français furent en effet confrontés au problème de la gestion financière de ce territoire. Dans la mesure où la métropole, pour des raisons de politique intérieure, était peu disposée à aider financièrement la nouvelle colonie et que les impôts directs avaient vite atteint un niveau maximum, il s'avéra que le monopole de l'opium

représentait la principale source de revenus. Ce système existait déjà dans certaines régions de l'Asie du Sud-est, mais l'administration française allait progressivement le perfectionner.

Dans un premier temps, l'opium, consommé principalement par la population chinoise, fut affermé à des Français, puis à des Chinois. Mais, dès le moment où les institutions de la colonie se stabilisèrent et que la présence française se renforça, la ferme fut remplacée en 1882 par une régie: l'exploitation de l'opium était désormais entièrement aux mains de l'Etat colonial. En revanche, dans les autres territoires de l'Indochine française, l'affermage fut parfois conservé pour tenir compte des particularités régionales.

Sous le gouvernement général de Paul Doumer (1897-1902), dans le cadre de la réorganisation administrative et financière visant à l'unification des territoires de la péninsule indochinoise, on assista à une centralisation de l'exploitation de l'opium, avec la création en 1899 de la Régie générale. Cette institution fut désormais seule habilitée à détenir le monopole de cette drogue sur l'ensemble de la colonie. L'impôt sur l'opium contribua alors en grande partie à l'établissement de la société coloniale et au financement de ces réformes: entre 1899 et 1916, il représenta en moyenne 20% des recettes du Budget général.

Pourtant, au moment où la Régie générale commençait à rapporter d'importants revenus, cette institution fut mise en cause par les campagnes internationales contre cette drogue menées au début du XX^e siècle. Dès lors, la politique française en Indochine fut confrontée à une importante contradiction: fallait-il appliquer les recommandations émises lors des réunions internationales et supprimer la Régie ou continuer à accroître la consommation d'opium afin d'équilibrer le budget de la colonie? Le fait qu'il fallut

attendre 1915–1916 pour que de réelles mesures soient prises contre son usage illustre clairement les hésitations françaises.

L'un des mérites de cet ouvrage est de mettre en lumière un nouveau pan de l'impérialisme français, soit le financement de la politique coloniale en Indochine par le biais du monopole de l'opium. On peut toutefois regretter que cette étude se soit focalisée sur l'attitude des autorités coloniales et qu'elle ait quelque peu négligé deux autres acteurs: l'administration métropolitaine et surtout la population indigène. La Régie générale, symbole de l'oppression coloniale, fut en effet, selon l'auteur, un des éléments catalyseurs du mouvement national vietnamien au XXe siècle. On aurait aimé que les réactions indigènes vis-à-vis de cette institution fassent l'objet d'un plus ample développement. Néanmoins, au moment où les autorités politiques et les mass media occidentaux dénoncent le rôle de certains gouvernements ou mouvements de libération nationale d'Asie du Sud-est dans l'irruption de l'héroïne sur les marchés européens, cet ouvrage arrive à point nommé pour nous rappeler de quelle manière l'opium permit aux puissances occidentales de maintenir et de renforcer leur présence dans cette région au siècle passé.

Thomas David (Genève)

ALAIN HERTOGE, ALAIN
LABROUSSE

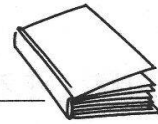
DIE KOKSGUERILLA

DER LEUCHTENDE PFAD IN PERU

ROTBUCHVERLAG, BERLIN 1990 (FRZ. ORIGINAL 1989),
240 S., DM 32.–

Die beiden französischen Journalisten Alain Labrousse und Alain Hertoghe versuchen anhand der Geschichte der peruanischen Guerilla Sendero Luminoso/Leuchtender Pfad eine Erklärung zu geben für deren taktisches Zusammengehen mit den kolumbianischen Kokainkartellen und den Kokabauern im von den Anden zum Amazonas abfallenden Gebiet des nördlichen Peru. Dieses Gebiet wurde in den letzten zwanzig Jahren zum weltweit bedeutendsten Anbau- und Verarbeitungsgebiet von Kokablättern. Es geriet durch das Zusammengehen der Guerilla mit den kolumbianischen Rauschgifthändlern zwischen 1983 und 1987 in den Einflussbereich des Sendero, der dort eine sog. befreite Zone einrichtete. Hertoghe/Labrousse beschreiben, wie dabei paradoxerweise der peruanische Staat und die Drogenbekämpfungsbehörde der USA zu wichtigen Verbündeten wurden.

Ein staatliches Programm während der ersten Präsidentschaft Belaunde Terrys (1963–1968) bot vielen Andenbauern Anreiz, ins Amazonasgebiet umzusiedeln. Dabei wurden alte autarke Wirtschaftsweisen aufgebrochen und durch die exportorientierte Produktion von Kakao, Kaffee, Mais und Reis verdrängt. Zu Beginn der siebziger Jahre wurde dieser Region die staatliche Unterstützung jedoch entzogen. Gleichzeitig fielen die Weltmarktpreise der dort angebauten Produkte. In dieser existenzbedrohenden Situation waren die kolumbianischen Kokainhändler willkommen, die für die expandierenden Kokainmärkte in Europa und den USA neue Anbaugelände erschlossen. Die Umstellung auf exportorientierten Kokaanbau brachte den



Bauern zwischenzeitlich höhere Erträge und fiel um so leichter, als ihnen der Anbau der Kokapflanze seit alters her bekannt war. Es kam zu einem eigentlichen Ansturm auf das «grüne Gold». In den Anbaugebieten etablierte sich eine neue Mittel- und Oberschicht, die jedoch durch ihre Willkür, durch ihre Killer und als Zwischenhändler die Existenz der Bauern aufs neue bedrohte.

Zu Beginn der achtziger Jahre sandte zudem die Reagan-Administration, die zum Lösungsversuch des Problems bei den Kleinproduzenten weit ausserhalb ihrer Städte ansetzte, ihre Drug Enforcement Agency (DEA) nach Peru. Aber weder die halbherzige Unterstützung von Ersatzkulturen noch die Vernichtung von Kokasträuchern waren erfolgreich. Geradezu das Gegenteil des Beabsichtigten wurde mit den von DEA-Agenten, meist Vietnamveteranen, aufgestellten und ausgebildeten Einheiten erreicht, deren Willkür, Plünderungen und Erpressung die schon von den Händlern bedrückten Bauern in die offenen Arme des Sendero trieben.

Dritte, den Sendero begünstigende, Kraft waren die Kokainbosse. Denn sie brauchten in Peru Verbündete vor Ort, während sie in Kolumbien, indem sie ihre Gewinne dort wieder investierten, selbst zur Oberschicht aufgestiegen waren.

Wo der Sendero Einfluss gewann, setzte er Mindestpreise für Kokablätter durch. Zudem bedrohte er mit strengen Sittengesetzen Prostitution, Ehebruch, Homosexualität und vor allem Drogenkonsum mit dem Tod. Frühere Staatsbeamte flohen oder wurden ermordet. Regionale Kader der Guerilla wurden auch bestimmend für die Besetzung der lokalen Ämter und Funktionen. Labrousse/Hertoghe betonen den taktischen Charakter dieser Bündnisse. Durch seine Einflussnahme ziele der Sendero auf das ganze Amazonasgebiet Perus, das immerhin die Hälfte des Ganzen Staatsterritoriums ausmacht und auf das sich grosse geopolitische

Interessen wegen des dort vorhandenen Erdöls beziehen. Dass das Zusammengehen des Sendero mit den Kokainkartellen mehr als ein taktisches Bündnis sein könnte, darauf weisen indessen die verworrenen und fantastischen Erklärungen, die der Sendero für sich und seine Basis bereithält, nach denen der peruanische Feind mit Bomben und die Imperialisten in ihren Metropolen eben mit Kokain bekämpft werden könnten.

Hertoghe/Labrousse unternehmen es in der Folge, die innere und äussere Konstitution dieser «aus dem Zusammengehen einer mestizischen intellektuellen Provinzelite mit einer seit Jahrhunderten unterdrückten und diskriminierten Andenbevölkerung hervorgegangenen» (S. 187) Guerilla und ihres überaus blutigen Kampfes darzustellen. Sie beschreiben die intellektuelle und konzeptionelle Armut der maoistisch geprägten, wenig kohärenten Theorieversatzstücke dieser sich als Avantgarde verstehenden Guerilla, deren Stärke nicht in der theoretischen Reflexion und nicht in ihrer grossen Zahl, sondern im taktischen Ausnützen und Vereinnahmen lokaler und regionaler Konflikte und Forderungen liegt. Sie beschreiben den Rassismus der peruanischen Gesellschaft, der letztlich alle, auch die peruanischen Linken spaltet und dessen gewalttätiger Ausdruck auch der Sendero ist. Sie thematisieren die Unfähigkeit der Linken, sich von dieser Guerilla abzusetzen. Labrousse/Hertoghe führen dies darauf zurück, dass in weiten Kreisen der Linken Gewalt zumindest in der Theorie politischer Programmpunkt sei. Darum fänden sich in ihren Kreisen relativ viele, die dem Sendero gleichsam als ihrem Stellvertreter ambivalent oder sympathisierend gegenüber stehen. Wie gefährlich diese Haltung gerade der traditionellen peruanischen Linken wurde, belegt die Tatsache, dass sie vom Sendero genauso hart und blutig bekämpft wird, wie der Staat selbst. Lab-

rousse/Hertoghe stellen die Rezeptionsgeschichte maoistischer Theorie dar, die ihren Weg zuerst über in Frankreich von Vietnamveteranen ausgebildete peruanische Offiziere in den frühen sechziger Jahren nach Peru fand. Spätere und genauere Kenntnis erwarb sich die Nummer Eins des Sendero, Abimael Guzman auf seinen drei Chinareisen, auf denen ihn – er spricht nicht chinesisch – die offizielle Version der Kulturrevolution begeisterte und überzeugte.

Und immer wieder betonen die Autoren, dass diese Guerilla ihre grösste Kraft aus der unendlich harten und blutigen Repression des Staates schöpft, der seit den friedlichen und bescheidenen Anfängen des Sendero als Universitätsgruppe von Ayacucho in den späten sechziger Jahren immer nur zu militärischer Reaktion auf sie fähig ist und ihr damit jene Gruppen, welche die Guerilla selbst nicht erreichen kann oder die sich absetzen, immer wieder in die Arme treibt. Den beiden Autoren gelingt es in ihrer Untersuchung – der Verlag bezeichnet diese als «analytische Reportage» – die Geschichte des Sendero Luminoso und seine gesellschaftlichen Bedingungen seit dem Ende der 1960er Jahre in einem überraschenden und überzeugenden Facettenreichtum darzustellen. Sie vereinigen Journalismus und Zeitgeschichte. Ihre analytische Tiefe schwindet dort, wo in der Geschichte der Guerilla 1987/88 eine Wende einsetzt, die 1989 (Erscheinen des französischen Originals) noch nicht von ihren Resultaten her beschrieben werden konnte.

Hans-Ueli Schiedt (Horgen)

GÜNTER AMENDT **SUCHT PROFIT SUCHT**

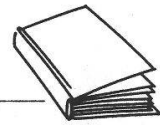
ROWOHLT VERLAG, REINBEK BEI HAMBURG 1990,
383 S., DM 14.80

In der Hitze des drogenpolitischen Gefechts um Schadensbegrenzung verstellt sich leicht der geschichtliche und geographische Horizont. Die Einsicht, dass staatliche Repression nicht weiter führt, ja der Gesellschaft mehr schadet als nutzt, ist allein aus dem Blickwinkel der Gegenwart nicht zu gewinnen. Doch auch die historischen Erkenntnisse als solche bieten keine Patentlösungen für die Zukunft. Ob wir Auswege finden, hängt von den Zukunftsvorstellungen und Wertabwägungen ab, die sich in der Gesellschaft durchsetzen. «Sucht Profit Sucht» ist kein Buch hierüber, doch die politökonomischen Zusammenhänge in der Geschichte der Drogenproduktion und des Drogenhandels, die das Buch analysiert, sind für diese Wertabwägung unverzichtbar.

Ausgehend von der Zeit, als der «Warenwert zum wahren Wert» (Amendt) von Drogen wurde, zeigt Amendt an beispielhaften Konflikten der Neuzeit auf, wie sich Kapitalinteressen durchsetzten bei Tee, Kaffee, Opium, Tabletten – und was der Drogen mehr sind. Drogenproduktion und -handel unterscheidet sich in nichts von Kakao, Erdnüsschen oder Bananen. Oder doch: Man konnte nicht nur verdienen an Drogen, man fand nicht nur – je nach Preis – massenhaft Menschen, die den Stoff kauften, man konnte damit auch herrschen, abhängig machen, erobern.

Womit auch die Funktion des Staates, die politischen Interessen hinter dem Kapital genannt sind. Die staatlichen Drogenpolitiken waren die Stütze der nationalen Händler, und die Drogen, die als schlecht galten und verboten wurden, waren auffälligerweise meist jene, deren Produktion und Handel man nicht im Griff hatte.

Diese Sicht zeigt, wie irreführend es ist,



stets nur die aktuelle Drogenwelle zu sehen. Die Produkte wechseln, die Interessen und Ursachen aber bleiben. «Die Drogenwelle ist eine Dauerwelle.» (Amendt)

Das Buch erschien erstmals 1972 im März-Verlag, dann 1984 bei 2001, ergänzt durch neue journalistische Texte zum Drogenhandel und -konsum. Das Taschenbuch seinerseits ist ergänzt durch ein Nachwort zum Überfall der USA auf Panama.

Das Kapitel «Drogen im Kapitalismus» bringt Angelpunkte in der Entwicklung des Opium- und Cannabis-Handels und der Alkoholproduktion zur Sprache. Im Teil «Drogenindustrie» geht es um die Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg, bei der insbesondere die Medikamente, die Trips, Valium und Methadon eine zentrale Rolle spielen. Der Teil «Drogenhandel» handelt von Haschisch, Marihuana, Opium und Kokain und der entsprechenden Drogenpolitik. Weitere Kapitel widmen sich der aktuellen Situation bezüglich Alkohol und der Dritten Welt. Dem folgen zwei etwas andersgeartete Teile: Tagebücher aus Mexico (1981) und aus dem Zürich der Jahre unmittelbar nach der 80er-Bewegung (Zürich - eine Depressionslandschaft).

Ein altes Buch aus alten Zeiten? Ja und Nein. Wiederlesen kann kuriose, auch von der eigenen Biografie geprägte Reaktionen hervorrufen. Interessanter die Frage, wie weit eine historische Differenz sichtbar wird. Unterdessen gibt es einerseits eine globale (oder amerikanisch-globale) Drogenpolitik, andererseits sind Produktion und Handel hoch konzentriert. Ein Gigantenkampf, gegenüber dem unsere Diskussionen wie ein Gerangel auf der Spielwiese anmuten. Dazu gehört auch das Wissen um die neuen grossen Märkte und Handelsrouten in Osteuropa, die ja davon bis vor kurzem verschont gewesen waren.

Haben sich aber die wesentlichen Erkenntnisse überlebt? Immerhin finde ich auch beim Wiederlesen vieles, was aus der aktuellen engen Diskussion befreit. Obwohl

ich weiss, dass auch bei uns heute die Not zu konkretem Handeln zwingt, brauchen wir immer wieder Zeit für Analysen.

Willy Nabholz (Baden)

GÜNTER AMENDT **DIE DROGE – DER STAAT – DER TOD**

AUF DEM WEG IN DIE DROGEN- GESELLSCHAFT

VERLAG RASCH UND RÖHRING, HAMBURG 1992,
279 S., FR. 37.20

Der in Hamburg und Zürich lebende Sozialwissenschaftler Günter Amendt legt nach 1972 und 1987 zum dritten Mal eine Buchveröffentlichung zum Drogenproblem vor. Er versucht darin, internationale Entwicklungen, ökonomische und juristische Zusammenhänge in der Drogenpolitik darzulegen und sie im Spannungsfeld zwischen Repression und Liberalisierung zu beurteilen.

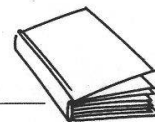
Das Buch beginnt mit der banalen Feststellung: «Das Drogenproblem ist nicht lösbar», und fährt weiter unten fort: «Alle Überlegungen und alle Schlussfolgerungen dieses Buches zielen allein auf die *Entschärfung* des Problems, mehr ist nicht drin.» (S. 9) Dies impliziert für Amendt, dass die Entscheidung zwischen Repression und Liberalisierung in der Drogenpolitik bald gefällt werden muss, da «das Arsenal der vielfältigen Repressionsmittel gegen Sucht und Süchtige, gegen Produzenten und Konsumenten von Drogen unterdessen so bedrohlich angewachsen [ist], dass eine gesellschaftliche Steuerung des Problems und eine Wahl zwischen den beiden drogenpolitischen Haupttendenzen schon bald nicht mehr möglich sein dürfte.» (S. 10) Insbesondere kritisiert Amendt die blinde Gefolgschaft der meisten europäischen Regierungen gegenüber der von den USA mit «war on drugs» vorgegebenen Linie.

Im Kapitel über Interessen und Interessenkonflikte in der Drogen-diskussion macht der Autor auch einige Anmerkungen zu seiner Arbeitsweise. Der Drogenmafia setzt er die Expertenmafia entgegen, die ebenfalls von den Drogen lebt. Er selber setzt sich als Publizist, der nicht (mehr) therapiert, als teilnehmender Beobachter dazwischen. Sein vorrangiges Erkenntnisinteresse gehört den Strassendrogen; er betont aber, dass Drogen ein Alltagsproblem, nicht das Problem einer Subkultur seien. Diesen Zusammenhang verdeutlicht er sehr eindrücklich in einem Kapitel über Doping im Sport: «Prinzipiell gibt es keinen Unterschied zwischen Sportlern und Sportlerinnen, die ihr körperliches Leistungsvermögen mit Hilfe chemischer Substanzen zu steigern versuchen, und Koksern, Fixern, Pillenschluckern, die den Zustand ihrer Psyche mit Hilfe von Rauschmitteln stimulieren. Sie alle folgen der Vorstellung, der Körper sei beliebig manipulierbar.» (S. 29)

Das für die Schweiz besonders interessante Kapitel über den Platzspitz, die Bedeutung einer offenen Drogenszene im Sozialgefüge einer Stadt, dessen Schliessung und die (unterdessen) eingetretenen Folgen schliesst mit der Feststellung: «Grosse und kleine, zentrale und dezentrale illegale Drogenmärkte wird es immer geben, solange der Staat, beziehungsweise die in der UNO zusammengeschlossene Staatengemeinschaft an der Drogenprohibition festhält. Solche Märkte mögen im Sozialgefüge einer Stadt störend wirken. Mir selbst sind die Zustände am Kaisersack, im Kocherpark, am Bahnhof Zoo, am Washington Square oder am Platzspitz nicht mehr und nicht weniger zuwider als die Zustände in den benachbarten Kaufhäusern und Boutiquen. Hier wie dort wird eine Konsumorgie zelebriert. ... Vom Platzspitz geht die Botschaft aus, dass Konsumismus, dem wir alle frönen und alle erlegen sind, in letzter Konsequenz tödlich ist.» (S. 117)

Amendt nennt zwei hauptsächliche Pfeiler, auf denen die Repressionspolitik ruht: Erstens das Therapiekonzept, das viel zu lange auf Totalabstinenz als Therapieziel setzte und das in der «Scheinalternative Therapie *oder* Strafe» befangen war. Unter dessen «wissen wir, dass auch Therapie als Repressionsinstrument tauglich ist: Therapie *als* Strafe» (S. 179). Amendt plädiert für eine «akzeptierende Drogenpolitik», die die «autonome Lebensweise» eines Süchtigen akzeptiert, ohne ihm das «Recht auf gesundheitliche Hilfe» abzusprechen. Es «wird den Junkies das Mass an Verantwortung für ihr eigenes Leben zurückgegeben, das ihnen durch die entmündigende Drogenpolitik der letzten zwanzig Jahre genommen wurde.» (S. 188) Das zweite Repressionsinstrument stellt das Straf- und Betäubungsmittelrecht dar, dem zufolge illegale Drogen heute primär als strafrechtliches Problem behandelt werden. Es bedarf dringend einer Revision.

Gegen Ende des Buches befasst sich Amendt ausführlich mit den verschiedenen Aspekten und Problemen einer Liberalisierung des Drogenmarktes. Die von der «europäischen Städtekonferenz» geforderte staatlich kontrollierte Abgabe von Heroin an Schwerstsüchtige stellt einen wichtigen Schritt dar. Amendt warnt jedoch davor, Kokain von diesen Versuchen auszuschliessen, da diese Droge den Schwarzmarkt in Zukunft noch weit mehr beherrschen werde als bisher. Zudem sei «die Entscheidung für eine Teilliberalisierung ... zugleich auch eine Entscheidung für eine Teilprohibition» (S. 207). Das Hauptproblem bei der politischen Durchsetzung der Liberalisierung stellt das Fehlen einer realistischen Prognose über das Nachfrageverhalten dar. Grundsätzlich scheint Amendt nur *eine* Variante der Freigabe realistisch: «Das staatliche Monopol für Betäubungsmittel» (S. 222). «Ich halte die regulierte Freigabe von Drogen für unvermeidbar und für den einzigen Weg,



das Drogenproblem wenigstens zu entschärfen. Aber ich verhehle nicht, dass mir der Gedanke, die Freigabe von Drogen zu *fordern*, widerstrebt.» (S. 272) Damit benennt er einen Konflikt, der zur Zeit in der Schweiz durch die Initiative des Vereins «Droleg» für viele aktuell geworden ist.

Günter Amendt setzt sich in seinem Buch umfassend mit den drogenpolitischen Entwicklungen auf internationaler und europäischer Ebene auseinander, wobei seine ausgezeichneten Kenntnisse der Zürcher und Schweizer Verhältnisse für uns hier speziell interessant sind. Dabei verliert er nie den einzelnen Süchtigen aus den Augen, an dessen Bedürfnissen, Gesundheit und Lebensmöglichkeiten sich jede Drogenpolitik orientieren muss. Insbesondere die differenzierte Auseinandersetzung mit den verschiedenen Liberalisierungsvarianten ist für die aktuelle Diskussion sehr hilfreich. Das Buch stellt eine ausgezeichnete und scharfsinnige Analyse der gegenwärtigen drogenpolitischen Fragen dar.

Daniel Gelzer (Basel)

ZORKA DOMIC
L'ETAT COCAÏNE
SCIENCE ET POLITIQUE DE LA FEUILLE
À LA POUDRE

PRESSES UNIVERSITAIRES DE FRANCE, PARIS 1992,
228 P., FR. 46.-

Cet ouvrage a comme point de départ une réflexion sur la dépendance face aux drogues, et plus particulièrement vis-à-vis de la cocaïne, réflexion conduite par l'auteur dans le cadre de sa fonction de médecin psychiatre dans un centre médical en France. Confrontée au désarroi des toxicomanes, Zorka Domic s'est interrogée sur les motifs qui dictent le passage d'un usage récréatif de la cocaïne à une consommation à caractère toxicomane.

Elle s'est rendue compte que cette transition, qui ne touche qu'une faible fraction des usagers, résulte d'une part d'un ensemble de facteurs propres à chaque individu et d'autre part des transformations du mode de vie occidental. Prenant le contre-pied d'une partie de la communauté scientifique et de l'opinion publique, elle souligne donc que ce n'est pas tant la substance qui est responsable de la dépendance, mais plutôt l'attitude du sujet vis-à-vis des produits. Cette prise de position, qui est développée dans la seconde partie de l'ouvrage, se réfère également à une analyse historique de l'usage de la coca. En effet, en retraçant dans les deux premiers chapitres l'histoire de la feuille de coca depuis l'époque précolombienne jusqu'à nos jours, l'auteur montre que l'utilisation de cette substance dans des contextes socioculturels différents ne provoque pas le même type de réactions.

Ainsi, la relation que les Incas et leurs descendants entretenaient avec cette feuille présentait un caractère tout à la fois technique, social et religieux, prenant la forme d'une manifestation culturelle à part entière. Utilisée comme plante médicinale traditionnelle afin d'accroître l'endurance ou de soigner, elle s'inscrivait également au cœur des pratiques religieuses andines, servant entre autres d'intermédiaire pour pouvoir communiquer avec les dieux.

L'arrivée des Européens en Amérique latine ne provoqua pas immédiatement un engouement des Occidentaux pour ce produit. Il fallut attendre la seconde moitié du XIX^e siècle pour voir son usage se répandre en Europe et aux Etats-Unis, ce que favorisa la découverte du principal alcaloïde de la coca. En effet, à partir de ce moment-là, le corps médical se rendit compte des propriétés anesthésiques de cette plante. Mais très vite, l'engouement des médecins engendra des effets pervers: la généralisation de son usage thérapeutique fut à l'origine d'une vague de

cocaïnomanie, en particulier sur le continent américain. Cette «mode» inquiète rapidement les autorités qui, dès le début du XXe siècle, adoptèrent lois et conventions afin de contrôler la diffusion de la cocaïne.

La mise en perspective historique de l'utilisation de la feuille de coca permet également à l'auteur de plaider pour une approche multidisciplinaire du problème de la dépendance, et non plus seulement pharmacologique. Pour Zorka Domic, le phénomène de la drogue doit en effet être considéré comme un fait social total. C'est l'un des mérites de cet ouvrage que de nous amener à élargir notre approche de la dépendance.

Thomas David (Genève)

SEBASTIAN SCHEERER UND IRMGARD VOGT (HG.)

**DROGEN UND DROGENPOLITIK
EIN HANDBUCH,**

CAMPUS VERLAG, FRANKFURT UND NEW YORK 1989,
502 S., DM 198.-

Ein Hilfsmittel zur Auseinandersetzung mit «Halbwahrheiten und Vorurteilen», mit einer Drogenpolitik, die «oft mehr Probleme schafft als bewältigt», will dieses Handbuch sein, an dem über 20 mehrheitlich jüngere, vor allem aus Deutschland und Österreich stammende Autorinnen und Autoren zahlreicher verschiedener Spezialwissenschaften (Soziologie, Kriminologie, Psychologie, Pharmakologie, Ethnologie etc.) mitgearbeitet haben. Eine längere Einleitung der Herausgeber diskutiert Begriffliches sowie die aktuelle Problem- und Forschungslage (es existiert eine immense Literatur zum Thema). Dem folgen Abschnitte über die «Alltagsdrogen» (d. h. Alkohol, Tabak, Kaffee und Tee), über die medizinischen Drogen (Schmerzmittel, Psychopharmaka verschiedener Art), die «Drogen der Szene» (Opiate, Kokain,

Cannabis, LSD); abschliessend gelangen Versuche zur Selbsthilfe sowie der illegale Handel zur Sprache.

Zwar geht es nur am Rande um historische Entwicklungen, doch geraten diese wiederholt ins Blickfeld, so dass sich das Buch auch in dieser Hinsicht zur ersten Orientierung empfiehlt. In die Vergangenheit zurück greifen namentlich die Kapitel über Alkohol, Tabak, Kaffee und Tee, wobei im Fall der letzteren auch die massiven Folgen für die kolonialen Erzeugerländer berücksichtigt werden. Die Tabakpolitik bietet im übrigen, wie Autor Henner Hess vermerkt, interessante Ansätze eines nüchternen Umgangs, obwohl man auch hier keineswegs von «einer wirklich rationalen Drogenpolitik sprechen» könne; denn wie das Beispiel veranschaulicht, stellt keineswegs nur die Prohibition, sondern ebenso die profitorientierte Vermarktung eine Gefahrenquelle dar.

Die Tonlage der Darstellung ist wohl-tuend nüchtern, die Sprache allgemein-verständlich gehalten; Literaturangaben dienen dem Interessierten als Wegweiser zur Vertiefung einzelner Aspekte; kurz gesagt, ein sehr nützliches Buch.

Mario König (Zürich)